I.M.E. sc.

Herrn von Fenelon

weiland Erz-Bischofs und Herzogs zu Cambray

Gespräche der Todten

Alter und neuer Zeiten

mit einigen

Fabeln

zur

Unterweisung eines Prinzen.

Aus dem Französischen in das Teutsche übersezt.

Zweyter Theil.

Franckfurt und Leipzig,

Bey Johann Friederich Fleischer,

1745.

Gespräche Der Todten

aus denen

Neueren Geschichten.

Anderer Theil.

Gespräche Der Todten aus denen Neueren Geschichten.

Anderer Theil.

Das I. Gespräch.

Leger und Erboin.

Ein einsames und einfältiges Leben hat keine Annehmlichkeiten für einen Ehrsüchtigen.

Erboin. Mein Trost in meinen Widerwärtigkeiten ist, euch in dieser Einsamkeit zu finden.

Leger. Mir aber ist es im Gegentheil leyd, euch hier zu sehen: denn man ist hier ohne Nutzen, wenn man hier wider seinen Willen ist.

Erboin. Warum verzweiffelt ihr dann an meiner Bekehrung? Vielleicht wird euer guter Rath und euer Exempel mich besser machen, als ihr

meynet. Ihr, der ihr so liebreich seyd, ihr soltet doch wohl in eurem Ruhestand ein wenig Sorgfalt für mich haben.

Leger. Man hat mich nur deswegen hierher gesetzt, damit ich mich in nichts mengen soll: ich habe noch genug damit zu thun, mich selbst zu bessern.

Erboin. Wie, indem man sich der Einsamkeit ergiebt, höret man auf liebreich zu seyn?

Leger. Mit nichten. Ich werde GOTT für euch bitten.

Erboin. O ich sehe wohl, ihr verlasset mich als einen Menschen, der eurer Unterweisung unwürdig ist; allein ihr thut mir gleichwohl Unrecht. Ich bekenne, daß es mir leyd gethan, mich hier zu sehen; nunmehro aber bin ich ziemlich zu frieden, daß ich hier bin. Sehet hier die schönste Wüsteney von der Welt. Bewundert ihr nicht diese Bäche, welche sich hier von denen Bergen herab stürzen; diese steile und theils mit Moos bedeckte Felsen; diese alte Bäume, die so alt scheinen als die Erde, darauf sie gewachsen sind? Die Natur hat hier etwas wildes und schreckhaftes, das gleichwol gefällt und einen angenehm dencken macht.

Leger. Alle diese Dinge sind sehr abgeschmackt für einen, der einen Geschmack an der Ehre hat, und der noch an denen Eitelkeiten haftet. Man muß ein unschuldiges und ruhiges Herze haben, um die Annehmlichkeit der Land-Lust zu empfinden.

Erboin. Ich war aber der Welt und ihres Gewühls ganz müde, als man mich hieher gebracht hat.

Leger. Es scheinet wohl, ihr müsset derselben

sehr

sehr müde gewesen seyn, weil man euch mit Gewalt hieher gebracht hat.

Erboin. Ich hatte nicht das Herz, daraus zu gehen, wiewohl ich derselben sehr überdrüßig war.

Leger. Uberdrüßig! wie, ein Mensch, der noch mit Freuden umkehren würde, und der nur eine Thüre sucht, wieder hinein zu gehen? Ich kenn euch; ihr möcht euch verstellen, wie ihr wollt; bekennet eure Unruhe; seyd wenigstens aufrichtig.

Erböin. Allein, heiliger Prelat, wenn ihr und ich zusammen in die Geschäfte kämen, so würden wir ja ungemein viel gutes stiften. Wir würden einer dem andern können beystehen, um die Tugend zu beschützen, und wir könten mit zusammen gesezten Kräften alles niederreissen, was sich uns widersetzen würde.

Leger. Trauet euch selbst, auf eure gehabte Erfahrung, so viel ihr wollt. Suchet allerhand Vorwand, euren Begierden zu schmeicheln. Was mich betrift, der ich mich länger hier befinde als ihr, ich habe Zeit gehabt zu lernen, wie man weder sich noch der Welt trauen soll. Sie hat mich einmahl betrogen, diese undanckbare Welt; sie soll mich ferner nicht mehr betrügen. Ich habe getrachtet, ihr gutes zu thun; sie aber hat mir böses gethan. Ich habe einer Königin in ihren guten Absichten beystehen wollen, man hat sie aber ausser Stand gesezt, und genöthiget, sich weg zu begeben: Man hat mir meine Freyheit wieder gegeben, indem man vermeynet, mich gefangen zu setzen. Allzuglückselig, daß ich nun keine weitere Geschäfte nicht habe, als ruhig in dieser Einöde zu sterben.

Erboin. Allein, ihr besinnet euch nicht, wenn

wir uns noch zusammen vereinigen würden, so könten wir völlig Meister seyn.

Leger. Meister, wovon? von dem Meer, von denen Winden und Wellen? Nein, ich begeb mich nicht wieder zu Schiff, nachdem ich einmahl Schiffbruch gelitten habe. Gehet, und suchet das Glück, ängstiget euch, quälet euch, erfüllet euer Leben mit Verdruß, waget alles, komt in der Blüte eurer Jahre um, verdammet euch, um die Welt zu beunruhigen, und von euch sprechen zu machen*; ihr verdienet es wohl, weil ihr nicht in Ruhe bleiben könnet.

Erboin. Aber wie? ist es dem wircklich also, daß ihr nicht mehr verlanget, euer Glück zu machen? Ist dann die Begierde nach Ehre in dem innersten eures Herzens ganz und gar erloschen?

Leger. Würdet ihr mir glauben, wann ich es euch sagte?

Erboin. In Wahrheit, ich zweifle sehr daran. Ich würde sehr viele Mühe haben. Dann mit einem Wort . . . .

Leger. Ich werde es euch also nicht sagen. Es ist bey euch so viel, als tauben Ohren predigen. Weder die unendliche Plagen der Hoheit, noch die abscheuliche Widerwärtigkeiten, die darauf gefolget sind, haben euch nicht auf bessere Gedancken bringen können. Gehet, kehret wieder nach Hof, herrschet, macht das Unglück der Welt, und findet darinn euer eigenes.

Das

* In der That kostet es in der Welt mehr Mühe böse, als gut, zu seyn; welche Bewegungen, welche Gefahr, welche Noth bringt nicht dem Menschen die einzige Begierde, andern zu schaden?

Das II. Gespräch.

Der Prinz von Galles und Richard, sein Sohn.

Eigenschaft eines schwachen Fürstens.

Der Prinz von Galles.

Ach! mein lieber Sohn, ich sehe dich mit Schmertzen wieder. Ich hoffte, daß du länger leben und glücklicher herrschen würdest. Was hat deinen Tod so hurtig befördert? Hast du nicht denselben Fehler begangen, wie ich, indem du deine Gesundheit, durch die allzu grose Bemühung, womit du den Krieg wieder Franckreich geführet, aufgeopfert hast?

Richard. Nein, mein Vater, die Gesundheit hat mir nicht gefehlet, andere Unfälle haben mein Leben geendiget.

Der Prinz von Galles. Wie so, hat ein Verräther seine Hände mit deinem Blut gefärbet? Wo dieses ist, so wird Engelland, das mich noch nicht vergessen hat, deinen Tod schon rächen.

Richard. Ach! mein Vater, ganz Engelland verbande sich, mich zu entehren, mich zu stürzen, und mich umbringen zu lassen.

Der Prinz von Galles. O Himmel! wer hätte es glauben sollen; wem kan man noch trauen in der Welt? Was aber hast du dann gethan, mein Sohn? Hast du nicht Unrecht? Sag deinem Vater die Wahrheit.

Richard. Ach! mein Vater, man sagt, ihr wäret solcher nicht, und ich sey nur eines Stifts-Geistlichen Sohn von Bourdeaux.

Der Prinz von Galles. Dieses ist eine Sache, für welche niemand gut sprechen kan; allein ich kan es nicht glauben. Es ist nicht die Aufführung deiner Mutter, die zu solchen Gedancken Anlaß giebt; Ist es nicht vielmehr die Deinige, welche diese Reden verursacht?

Richard. Man sagt: Ich betete, wie ein Canonicus, und wüßte weder mich in Ansehen bey dem Volck zu bringen, noch die Gerechtigkeit zu verwalten, noch Kriege zu führen.

Der Prinz von Galles. O mein Kind, verhält sich die Sache so? Auf diese Weise wäre es besser für dich gewesen, dein Leben als ein Münch in Westmünster zuzubringen, als auf dem Thron mit solcher Verachtung zu sitzen.

Richard. Ich habe sehr gute Absichten gehabt. Ich habe gute Exempel gegeben. Ich habe zuweilen auch mich männlich bewiesen. Ich ließ, zum Exempel, den Herzog von Glocester, meinen Oheim, wegnehmen, und ihm den Kopf vor die Füse legen, weil er alle Mißvergnügten gegen mich aufbrachte, und mich würde vom Thron gestossen haben, wo ich ihm nicht zuvor gekommen wäre.

Der Prinz von Galles. Dieser Streich war herzhaft genug, und vielleicht nöthig: dann ich kante wohl meinen Bruder; Er wußte sich zu verstellen; er war schlau, verwegen, ein Feind von der rechtmäßigen Gewalt, und treflich geschickt, eine gefährliche Aufwiegelung gegen mich anzuspinnen. Hast du aber, mein Sohn, ihm nicht eine

Blöse gezeiget? Zu dem, war auch die Strafe gegen ihn behutsam vorgenommen? Hast du dir auch solche wissen zu Nutz zu machen?

Richard. Der Herzog von Glocester beschuldigte mich, ich hätte mich zu viel mit denen Franzosen, als denen Feinden von unserer Nation, eingelassen: Meine Heyrath mit der Tochter Carl des VI. Königs in Franckreich verursachte, daß die Gemüther aller Engelländer sich von mir entferneten *.

Der Prinz von Galles. Wie, mein Sohn, du hast dich bey denen Deinigen dadurch verdächtig gemacht, indem du dich mit denen abgesagten Feinden von Engelland in ein Bündniß eingelassen? Und was hast du durch diese Heyrath erlanget? Hast du Poitou und Turenne zu Guyene gebracht, um alle unsere Staaten in Franckreich wieder mit einander bis an die Normandie zu vereinigen?

Richard. Keineswegs; allein ich meynte, daß es gut sey, ausser Engelland, gegen die unruhige Engelländer eine Stütze zu haben.

Der Prinz von Galles. O unglückseliges Engelland! O Schande des königlichen Hauses! Du gehest zu deinen Feinden, um ihren Beystand zu erbetteln, welche jederzeit eine Haupt-Ursach haben werden, deine Gewalt zu schwächen. Du

* Dieses war kein Wunder. Die Engelländer haben nie einen König leiden können, der nur blos auf sich und nicht auf die gemeine Wohlfahrt sah; dieses vernünftige Volck kennet die Rechte seiner natürlichen Freyheit allzu wohl. Wir haben, sprechen sie, einen König, um unsere Gesetze zu handhaben; thut er solches nicht, so ist das Volck sein Richter.

wilst dein Reich befestigen, und wehlest doch solche Mittel, die der Hoheit deines eigenen Volcks ganz zuwider sind. Du bist nicht damit zu frieden, von deinen Unterthanen dich geliebt zu sehen. Du wilst dich von ihnen fürchten machen, als ihr Feind, der sich mit ihren Feinden verstehet, um sie zu unterdrucken. Ach! was ist aus der glücklichen Zeit geworden, da ich den König von Franckreich in der Fläche bey Cressy aus dem Felde schlug, welches mit dem Blut von dreyßig tausend Franzosen gefärbet wurde, und wo ich einen andern König von dieser Nation vor denen Thoren von Poitiers gefangen nahm! O wie hat diese Zeit sich geändert! Nein, ich verwundere mich nun nicht mehr, daß man dich für einen Pfaffen-Sohn gehalten hat. Wer aber war derjenige, der dich hat vom Thron gestürzet?

Richard. Der Graf von Erby.

Der Graf von Galles. Wie? hat dann dieser ein Heer auf die Beine gebracht? Hat er eine Schlacht gewonnen?

Richard. Nichts von allem diesem. Er war in Franckreich, wegen einer Zwistigkeit mit dem Ober-Marschall, um welcher willen ich ihn fort gejagt hatte. Der Ertz-Bischof von Canterbury verfügte sich heimlich dahin, und machte, daß er sich mit ihm und andern in eine Verrätherey einließ; er reiste durch Bretagne, kam nach Londen, als ich nicht da war. Er fande das Volck bereitwillig, sich gegen mich zu empören: die meisten Aufwiegler griffen zu denen Waffen: sie hatten bey sechzig tausend Mann zusammen; alles verließ mich: der Graf kam zu mir auf ein Schloß, wo ich

ich mich eingesperret hatte. Er war so frech, allein hinein zu gehen. Ich hätte ihn damals können umbringen lassen.

Der Prinz von Galles. Und warum thatest du solches dann nicht? Unglückseliger!

Richard. Das Volck, das ich allenthalben auf dem Land in Waffen sah, hätte mich in Stücken zerhauen.

Der Prinz von Galles. War es dann nicht besser, als ein beherzter Mann zu sterben?

Richard. Zu dem, so war auch ein gewisses Vorzeichen, das mich zaghaft machte.

Der Prinz von Galles. Und was war dieses?

Richard. Mein Hündgen, das niemal niemand anders als mich allein zu liebkosen pflegte, verließ mich alsobald, und sprang auf den Grafen zu, um demselben zu schmeicheln. Ich sahe also wohl, was dieses bedeutete, und ich selbst sagte es dem Grafen.

Der Prinz von Galles. Sehet da, eine feine Offenhertzigkeit! Ein Hund hat also deiner königlichen Würde, deiner Ehre und dem Schicksal von ganz Engelland den Ausschlag gegeben?

Richard. Ich bat den Grafen, er möchte mich gegen die Wuth des Volckes in Sicherheit bringen.

Der Prinz von Galles. Ach! es fehlte nichts mehr, als schändlich den Unterdrücker um dein Leben zu bitten. Gab er dir solches wenigstens.

Richard. O ja, alsobald. Er sperrete mich in den Thurn ein, worinn ich ziemlich vergnügt mein Leben würde zugebracht haben; allein, meine

Freunde

Freunde thaten mir mehr übels als meine Feinde. Sie wolten sich zusammen vereinigen, um mich aus der Gefangenschaft zu setzen, und den Unterdrucker zu stürtzen. Er ließ mich deswegen wider seinen Willen aus dem Weg räumen, denn er wolte keine Schuld an meinem Todte seyn.

Der Prinz von Galles. Sehet hier das Unglück auf allen Seiten. Mein Sohn ist schwach und ungleich. Seine Tugend ist übel unterbauet, und macht ihn deswegen verächtlich; er verbindet sich mit seinen Feinden, und empöret seine Unterthanen: Er siehet das Wetter nicht voraus; Er verliehrt den Muth, so bald es auf ihn losbricht; Er lässet die Gelegenheit aus Händen, seinen Verfolger zu bestrafen; Er bittet schändlich um sein Leben, und erhält solches nicht. O Himmel! wie treibest du dein Spiel mit der Ehre der Fürsten und mit der Wohlfahrt der Völcker. Sehet hier das Enckel vom Eduard, welcher den Philippus überwunden und sein Königreich verheeret hat. Sehet hier meinen Sohn! ein Sohn von mir, der ich den König Johannes gefangen genommen und Franckreich und Spanien zittern gemacht habe.

Das

Das III. Gespräch.

Carl der VII.

und

Johann, Herzog von Bourgund.

Die Grausamkeit und der Meineyd vermehren die Gefahr weit mehr, als sie solche vermindern.

Der Herzog von Bourg.

Nunmehro, da alle unsere Händel ihre Endschaft erreichet, und wir keinen Antheil mehr an denen Lebendigen haben, so lasset uns, ich bitte euch, unpartheyisch mit einander sprechen: Warum habt ihr mich umbringen lassen? Solte wohl ein Dauphin solchen Verrath an seinem eigenen Blut und an seinem Vetter ausüben, der . . .

Carl der *VII.* Seinem Vetter, der alles verwirren und ganz Franckreich ruiniren wolte. Ihr gedachtet mich zu regieren, wie ihr die beyde Dauphin, meine Brüder, die vor mir waren, regieret habt?

Der Herzog von Bourg. Allein, einen Meuchelmord begehen! Dieses ist infam.

Carl der *VII.* Der Meuchelmord ist das sicherste.

Der Herzog von Bourg. Wie? an einem Ort, da ihr mich durch die allertheuerste Versprechungen hingelockt. Ich gehe in die Schrancken (ich meyne, ich sey noch darinnen) mit Noailles, den Bruder von Captal von Buch: Dieser meyneydige

eydige Taniguy von Chatel stösset mich, samt dem armen Noailles, ganz unbarmherzig nieder.

Carl der *VII.* Ihr mögt, mein Vetter, so viel schreyen, als es euch gefällt; ich halte mich an meine erste Regel, wenn man es mit einem so heftigen und unruhigen Menschen zu thun hat, wir ihr waret, ist der Meuchelmord das sicherste.

Der Herzog von Bourg. Das sicherste? ihr bedenckt es nicht.

Carl der *VII.* Ich bedenck es wohl; Er ist das allersicherste, sag ich euch.

Der Herzog von Bourg. Ist dieses das allersicherste, wenn man sich in alle Gefahr stürzet, worin ihr euch gestürzet habt, da ihr mich umbringen liesset? Ihr habt euch mehr Ubels gethan, da ihr mich ermorden ließt, als ich euch nicht hätte thun können.

Carl der *VII.* Es wäre viel darüber zu sagen. Hätte euch der Tod nicht aus dem Wege geräumet, so wär ich verlohren gewesen und Franckreich mit mir.

Der Herzog von Bourg. Was hätte ich dann für einen Vortheil gehabt, Franckreich zu ruiniren? Ich wolte solches beherrschen und nicht unterdrucken, noch vielweniger verheeren. Es wäre besser gewesen, etwas von meiner Eifersucht und von meiner Herrschaft zu ertragen. Mit allem dem, so war ich euch ja im Blut verwandt. Ich hatte, als der nächste zur Cron, die gröste Ursach, derselben Hoheit zu erhalten. Niemals hätte ich mich entschliessen können, mich gegen Franckreich mit denen Engelländern, als dessen Feinde, in einige Verbindung einzulassen; allein eure Verrä-

räthereŋ und meine Ermordung sezten meinen Sohn, der sonst ein guter Mensch war, in eine Art von Nothwendigkeit, meinen Tod zu rächen, und sich mit denen Engelländern in ein Bündniß einzulassen. Dieses war die Frucht eures Meineydes: Das Haus von Bourgogne vereinigte sich mit der Königin, eurer Mutter, und mit denen Engelländern, um die Französische Monarchie übern Hauffen zu werffen; die Grausamkeit und der Meineyd dienen am wenigsten, Noth und Gefahr zu entfernen; sie vermehren solche im Gegentheil ohne Maas. Urtheilet solches aus eigner Erfahrung. Mein Tod, an statt euch von einem Feind zu befreyen, machte euch andere, die weit grausamer waren, und sezte Franckreich in einen hundertmal jämmerlichern Zustand. Alle Provinzen loderten im Feuer: das Land stunde durchgehends dem Raub offen, und es musten Wunder-Wercke geschehen, um euch aus dem Abgrund zu retten, worein ihr durch diesen abscheulichen Meuchelmord euch gestürtzet hattet. Komt also noch, und saget mir mit einem richterlichen Thon: der Meuchelmord sey das allersicherste *.

Carl der *VII*. Ich bekenne, daß ihr durch diese Schlüsse mich verwirret macht, und ich sehe, daß ihr sehr fein und politisch seyd; aber ich werde es wieder wett machen, wenn wir auf die Thaten

* Seit dem die Fürsten die Länder, welche sie beherrschen, als ihr Eigenthum betrachten, ist der Meuchelmord kein so groses Verbrechen: denn was will der Tod eines einzigen Menschen gegen so viel tausende sagen, die sie alle in einem Krieg nur ihrer blosen Ehrsucht aufopfern.

ten selbst kommen. Warum glaubet ihr, daß es nicht gut sey, einen umbringen zu lassen? Habt ihr nicht ebenfals meinen Oheim, den Herzog von Orleans, umbringen lassen? Ihr dachtet damalen sonder Zweiffel, wie ich, und ihr waret noch kein solcher Philosophus.

Der Herzog von Bourg. Es ist wahr, und ich habe mich dabey übel befunden, wie ihr sehet. Eine gewisse Probe, daß der Meuchelmord ein böses Hülfs-Mittel sey, ist dieses, daß es mir so übel damit gelungen ist. Hätte ich den Herzogen von Orleans leben lassen, so wär es euch niemals in Sinn gekommen, mir das Leben zu nehmen, und ich hätte mich also wohl befunden; derjenige, der solche Händel beginnet, der muß voraus sehen, daß sie an ihm aufhören werden. So bald man das Leben von anderen nicht schonet, ist man des seinigen keine Viertel-Stunde mehr sicher.

Carl der *VII.* Wohlan, mein Vetter, wir haben solchergestalt beyde unrecht. Ich bin zwar nicht, wie ihr, wieder entleibet worden; allein ich habe dargegen ungemeine Widerwärtigkeiten erfahren müssen.

Das IV. Gespräch.

Ludwig der IV.

und

Der Cardinal Bessarion.

Ein Gelehrter ist nicht im Stand zu regieren; aber er ist dennoch einem sogenanten bel Esprit vorzuziehen, der weder Gerechtigkeit noch Aufrichtigkeit erdulden kan.

Ludwig *IV*.

Guten Tag, Herr Cardinal. Ich werde euch jetzo höflicher empfangen, als da ihr mir von Seiten des Pabstes gesand wurdet. Das Ceremoniel kan unter uns keine Zwistigkeit erwecken; alle Schatten sind hier unter einander vermengt und incognito. Es wird ferner kein Rang mehr unter ihnen beobachtet.

Der Cardinal Bessarion. Ich muß gestehen, daß ich das mir angethane Unrecht noch nicht vergessen habe, da ihr mir bey dem Anfang meiner Rede an den Bart gegriffen.

Ludwig *IV*. Dieser griechische Bart sezte mich in Verwunderung, und ich wolte damit die Rede abschneiden, die sonst lang und überflüßig würde gewesen seyn.

Der Cardinal Bessarion. Warum das? Meine Rede war eine der schönsten: Ich hatte sie nach dem Muster des Isocrates, des Lysias, des Hiperides und des Pericles verfasset.

Ludwig *IV*. Mir sind alle diese Herrn unbe-

kant. Ihr waret zuerst bey dem Herzog von Bourgund, meinem Vasall, gewesen, bevor ihr zu mir kamet. Es wäre viel besser gewesen, ihr hättet nicht so viele alte Scribenten gelesen, und hättet euch besser die Regeln des heutigen Wohlstandes bekant gemacht; ihr führetet euch auf wie ein Schul-Fuchs, der keine Käntniß von der Welt hat.

Der Cardinal Bessarion. Ich hatte gleichwol die Gesetze des Dracons, diejenige des Lycurgus und des Solons, imgleichen die Gesetze und die Republick des Plato, und was uns sonst von denen alten Rednern, die das Volck regieret haben, übrig ist; Kurz, die beste Ausleger des Homerus, die von der Policey einer Republick handeln, aus dem Grunde studiret.

Ludwig *IV*. Ich aber habe niemal nichts von allem diesem gelesen; dem ungeachtet wußte ich wohl, wie es sich keineswegs geziemete, daß ein Cardinal, welchen mir der Pabst sandte, um den Herzog von Bourgund wieder bey mir in Gnaden zu bringen, erstlich ihn besuchen gieng, bevor er noch bey mir gewesen war.

Der Cardinal Bessarion. Ich hatte gemeynt, es liesse sich hier das Usteron proteron der Griechen gebrauchen; ich wußte auch aus der Philosophie, daß dasjenige, so das erste ist, in Ansehung der Absicht, das letzte sey, wann es auf die Ausfertigung ankomt *.

Lud-

* Der Herr von Fenelon schildert in diesem Gespräch einen Pedanten recht nach dem Leben; allein solte er da-

Ludwig IV. O lasset da eure Philosophie, und lasset uns nur von der Sache reden.

Der Cardinal Bessarion. Ich finde bey euch alle die Barbarey der Lateiner, wo das trostlose Griechenland, nach dem Verlust von Constantinopel, sich ganz vergebens bemühete, den Verstand und die Wissenschaften wieder aufzuheitern.

Ludwig IV. Der Verstand bestehet nur allein in der gesunden Vernunft, und nicht im Griechischen. Die Vernunft ist in allen Sprachen: Man muste die Ordnung beobachten, und den Herrn vor dem Vasallen vorher gehen lassen. Die Griechen, welche ihr so sehr erhebet, waren Narren, wann sie nicht wußten, was die allergröbste Menschen wissen; aber ich kan mich noch des Lachens nicht enthalten, wann ich mich erinnere, wie ihr euer Geschäfte behandeln woltet: So bald ich mit euren Regeln nicht überein stimmen konte, so sagtet ihr mir, statt aller Beweis-Gründe, einige Stellen aus dem Sophocles, Lycophron und Pindar. Ich weiß nicht, wie ich noch diese Nahmen behalten, welche ich niemals von niemand anders, als von euch, gehöret habe; ich hab sie aber dadurch behalten, weil ich über eure Citationen war verdrieslich worden. Die Frage betraf die Pläze an der Sonne und ihr antwortetet mir mit einem Vers aus dem Menander, oder aus dem Calimachus. Ich wolte den Bund mit denen Schweitzern und mit dem Herzog von Lothringen, gegen den

dadurch seinem Prinzen nicht ein wenig Furcht für dem Latein gemacht haben? Unserm jungen Adel eckelts gewaltig vor der Pedanterie.

Herzogen von Burgund unterhalten; ihr aber bewieset mir durch den Gorgias und Plato, daß dieses wider meinen Nutzen lief. Ich wolte wissen, ob der König von Engelland vor oder gegen mich seyn würde; ihr aber führet mir ein Exempel von dem Epaminondas an. Kurz, ihr machtet, daß ich mich tröstete, was ich niemals studieret hatte. Ich sagte bey mir selbst: Glücklich ist der, so nicht alles weiß, was andere gesagt haben; dargegen aber ein wenig weiß, was er sagen soll.

Der Cardinal Bessarion. Ihr macht mich erstaunen über euren bösen Geschmack: Ich meynte, ihr hättet ziemlich wohl studieret. Man hat mir gesagt, daß der König, euer Vater, euch einen nicht ungeschickten guten Lehrmeister gegeben, und daß ihr darauf in Flandern bey dem Herzog von Burgund Lust bekommen hättet, alle Tage von der Philosophie zu reden.

Ludwig *IV.* Ich war noch sehr jung, als ich von dem König, meinem Vater, und von meinem Lehrmeister kam. Ich war an dem Burgundischen Hof; die Zeit wurde mir lang; dieses verursachte, daß ich einigen gelehrten Leuten Gehör gab; allein ich wurde ihrer bald müde; sie waren Schul-Füchse, und so alber, wie ihr; sie verstunden nichts von denen Geschäften und Welt-Händeln: sie wußten nichts von denen verschiedenen Eigenschaften der Menschen: sie konten weder sich verstellen; noch schweigen; noch sich beliebt machen; noch in anderer ihre Leidenschaften eingehen; noch sich aus denen vorfallenden Schwierigkeiten heraus helfen; noch die Absichten anderer errathen: sie waren ruhmredig, unbescheiden, zänckisch,

ckisch, immer mit unnützen Wörtern und Sachen beschäftiget, voller Subtilität, die niemand bereden kan; sie wußten nicht zu leben, und waren ganz ungeschickt, solches zu lernen; sie konten sich weder mit einer Wohlanständigkeit gebehrden; noch sich nach andern Leuten richten. Nein, ich kan solche dumme Schöpsen nicht leiden *.

Der Cardinal Bessarion. Es ist wahr, die Gelehrten sind insgemein zu Welt-Händeln nicht gar geschickt: denn sie lieben die Ruhe der Musen. Es ist auch wahr, sie können sich nicht ein wenig zwingen, noch sich verstellen: denn sie sind über die grobe Begierden der Menschen und über die Schmeicheleyen, welche die Tyrannen von uns verlangen, weit hinaus.

Ludwig IV. O gehe, Schul-Fuchs, mit deinem langen Bart, der ganz griechisch aussiehet; du verliehrest die Ehrerbietung, die du mir schuldig bist.

Der Cardinal Bessarion. Ich bin euch keine schuldig. Der Weise, nach der Stoicker Meynung, ist mehr König, als ihr immermehr bey eurem Rang und bey eurer Macht jemals mögt gewesen seyn. Nein, ihr seyd niemal ein solcher König, wie der Weise, durch eine wahre Herrschaft über eure Begierden, gewesen; zudem, so habt ihr

* Es ist allerdings an dem: wo ein Gelehrter nicht auch ein Weiser ist, so ist er einer der lächerlichsten Menschen auf Erden: denn sein Hochmuth und seine Einbildung machet, daß er andere Leute gering, sich selbst aber für eine vortrefliche Creatur schätzet. Mehr Schwachheit braucht der Mensch nicht, um einen Thoren zu agiren.

jetzo nichts mehr, als den Schatten von einem Königreich. Als ein Schatten gegen einen Schatten weich ich euch nicht.

Ludwig *IV*. Sehet doch den alten hochmüthigen Pedanten.

Der Cardinal Bessarion. Ich will noch lieber ein Pedant, als ein Betrüger und Tyrann des menschlichen Geschlechtes seyn: Ich habe nicht meinen Bruder umbringen lassen; ich habe meinen Sohn nicht im Gefängniß gehalten; ich habe weder Gift noch Meuchelmord gebraucht, um mich von meinen Feinden zu befreyen. Ich habe kein abscheuliches Alter gehabt, wie die Tyrannen, welche Griechenland verfluchet hat; allein ihr seyd zu entschuldigen. Ihr hattet, nebst eurem vielen Witz und eurer Lebhaftigkeit, auch vieles von einem Menschen, der im Kopf nicht gar richtig ist; Es war nicht ohne Folge, daß ihr der Sohn eines Vaters waret, welcher sich ließ Hungers sterben, und der Enckel eines andern, der so viele Jahre war gefangen gesessen: Euer Sohn ist auch im Hirn nicht gar sicher, und es wird ein Glück für Franckreich seyn, wenn nach ihm die Crone auf einen vernünftigen Zweig fallen wird.

Ludwig *IV*. Ich bekenne, daß in meinem Kopf nicht alles gar ordentlich war. Ich hatte Schwachheiten: ich sah allerhand abscheuliche Gesichter: ich raste vor Zorn: gleichwohl hatte ich dabey einen durchdringenden Verstand und viele Herzhaftigkeit: Ich wußte mir zu helfen, und der Menschen Gunst mir zuwegen zu bringen. Ich wußte sehr wohl, einen zu nichts tauglichen Pedanten auf die Seiten zu schaffen, und dargegen

alle

alle nützliche Eigenschaften in denen unbekantesten Leuten zu entdecken. In denen traurigen Empfindlichkeiten meiner letzten Kranckheit behielt ich noch eine solche Stärcke des Geistes, daß ich an einem Frieden mit Maximilian arbeitete. Er wartete auf meinen Tod, und suchte deswegen den Beschluß weit hinaus zu spielen. Durch meine heimliche Abgesandten aber wiegelte ich die Genter gegen ihn auf: Ich nöthigte ihn, wider seinen Willen, einen Friedens-Tractat mit mir zu unterzeichnen, wo er seine Tochter Margaretha meinem Sohn mit drey Provintzen gab. Dieses war mein politisches Meisterstück in meinen lezten Tagen, wo man mich für einen Narren hielt. Gehe, alter Pedant, gehe zu deinen Griechen, die niemals so viel Politici verstanden haben, wie ich. Gehe, suche deine gelehrte Leute, die nichts können, als lesen und von ihren Büchern reden: Mit denen nichts auszurichten ist, und die nicht zu leben wissen *.

Der Cardinal Bessarion. Ich liebe noch mehr einen Gelehrten, der sich zu keinen Welt-Händeln schicket, und der nur weiß, was er gelesen hat, als einen unruhigen, verschmitzten und verwegenen Geist, der keine Gerechtigkeit noch Treu und

* Viele meynen, es bestünde ein grosser Wohlstand in einem zierlichen Reverentz, und in der Erfindung der Pariser Schneider. Führt das Unglück einen gelehrten Mann nach Hof, den diese Vollkommenheiten nicht zieren, so muß er sich einem sinnreichen Gespött preiß geben. Ich habe an einem grosen Hof einen solchen Mann gekant, der wohl wäre zu brauchen gewesen; allein man hielte ihn so lang für einen Gecken, bis er wircklich einer wurde.

Glauben beobachtet, und das ganze menschliche Geschlecht in Unruh und Verwirrung setzet.

Das V. Gespräch.

Ludwig der XI.

und

Der Cardinal de la Balue.

Ein böser Fürst macht seine Unterthanen verrätherisch und untreu.

Ludwig *XI.*

Wie, unterstehest du dich, Bösewicht, nach allen deinen Verrätereyen mir noch vor das Gesicht zu kommen?

Der Cardinal de la Balue. Wo wolt ihr dann, daß ich mich verbergen soll? Bin ich nicht unter der Menge der Schatten genug verborgen? Wir sind allhier einander alle gleich.

Ludwig *XI.* Es schicket sich wohl für dich, mit mir so zu sprechen, du, der du nur eines Müllers Sohn von Verdun warest.

Der Cardinal de la Balue. Ey, es war ja bey euch ein Verdienst, von niedriger Geburt zu seyn. Euer Gevatter, der Schulze von Tristan, euer Arzt Coetier, euer Barbirer Olivier der Teufel, waren eure Günstlinge und Staats-Räthe. Janfredy hatte vor mir, durch eure Gunst, den Purpur erhalten. Meine Geburt war ja von dieser ihrer so sehr nicht unterschieden.

Ludwig *XI.* Keiner von ihnen hat sich in sol-

solche abscheuliche Verrähtereyen eingelassen, wie du.

Der Cardinal de la Balue. Ich glaube solches nicht. Wären sie redliche Leute gewesen, so hättet ihr sie nicht so wohl gehalten, noch zu euren Diensten gebraucht.

Ludwig *XI.* Warum, meynet ihr dann, daß ich sie nicht ihrer Verdiensten halber gewehlet hätte?

Der Cardinal de la Balue. Darum, weil euch wahre Verdienste jederzeit verdächtig und verhaßt waren: dann die Tugend verursachte euch eine Furcht, und ihr wußtet nicht, was ihr damit machen soltet: Ihr woltet euch nur niederträchtiger Seelen bedienen, die bereit waren, zu euren listigen Anschlägen, zu euren Betrügereyen, und zu euren Grausamkeiten sich gebrauchen zu lassen. Ein ehrlicher Mann, der einen Abscheu für dem Betrug und für dem bösen hat, wär euch zu nichts nutz gewesen; weil ihr nur die Leute zu hintergehen, oder ihnen zu schaden, suchtet, um euren unbeschränckten Ehr-Geitz zu vergnügen. Weil man hier im Land der Wahrheit ist, da man alles frey heraus sagen muß, so bekenne ich, daß ich mich als ein unehrlicher Mann aufgeführet habe; ich war es aber dadurch, weil ihr mich andern habt vorgezogen. Habe ich euch nicht mit aller Geschicklichkeit gedienet, um so wohl die Grosen, als das gemeine Volck, hinter das Licht zu führen. Habt ihr einen geschmeidigern Schelmen, als mich, gefunden, um alle Personen vorzustellen?

Ludwig *XI.* Es ist wahr; allein indem ihr andere betroget, um mir zu gehorsamen, hättet ihr

mich nicht selber betrügen sollen. Ihr waret im Verständniß mit dem Pabst, um mich dahin zu bringen, die Pragmatic abzustellen, ohne zu bedencken, ob dieses auch mit der wahren Aufnahme von Franckreich überein käme.

Der Cardinal de la Balue. Ey! habt ihr euch wohl jemals um Franckreich und dessen wahre Aufnahme bekümmert? Ihr habt niemals auf nichts, als auf euren Eigennutz gesehen; Ihr habt euch des Pabsts zu euren Absichten bedienen wollen. Ich habe demnach euch nach eurer Mode zu dienen gesucht.

Ludwig *XI.* Habt ihr aber nicht selbst mich dahin gebracht, alles für nichts zu achten, was nicht zu meinem gegenwärtigen Nutzen diente, ohne euch dabey um die Crone weiters zu bekümmern, mit welcher doch meine wahre Hoheit verbunden war?

Der Cardinal de la Balue. Gar nicht; ich wolte euch das fette Placat am Päbstlichen Hofe theuer verkauffen machen. Laßt uns aber weiter gehen. Wann ich euch nun betrogen hätte, was würdet ihr dann mir zu sagen haben?

Ludwig *XI.* Wie, was ich euch würde zu sagen haben? Ich finde euch sehr kurzweilig; ich wolte euch gewiß in den Kefig sperren.

Der Cardinal de la Balue. O, ich bin lange genug darinn gewesen; wenn ihr mich böse macht, so sag ich euch weiter kein Wort. Wisset ihr wohl, daß ich mich für dem bösen Laun eines Königlichen Schattens gar nicht fürchte? Wie? bildet ihr euch ein, ihr wäret noch zu Pleßis les Tours mit euren Meuchelmördern?

Lud-

Ludwig XI. Nein, ich weiß wohl, daß ich nicht da bin, und das ist euer Glück; doch, es sey, ich will euch anhören, wegen der Rarität der Sache. Wohlan, beweiset mir mit lebhaften Gründen, daß ihr euren Herrn habt verrathen dürfen.

Der Cardinal de la Balue. Dieses Paradoxum nimt euch Wunder; ich will es euch aber deutlich nach dem Buchstaben erklären.

Ludwig XI. Mich verlangt zu hören, was er sagen wird.

Der Cardinal de la Balue. Ist es nicht wahr, daß ein armer Müllers Sohn, der nie eine andere Erziehung gehabt, als an dem Hof eines grosen Königs nothwendig solchen Regeln hat folgen müssen, welche damals für die geschicktesten und besten, nach dem allgemeinen Beyfall, gehalten würden?

Ludwig XI. Was ihr da sagt, hat allerdings einige Wahrscheinlichkeit.

Der Cardinal de la Balue. Antwortet mir ja oder nein, ohne euch zu erzürnen.

Ludwig XI. Ich kan nicht wohl eine Sache leugnen, die so wohl gegründet scheinet; noch etwas zugeben, davon die Folgen mich in Verwirrung setzen können.

Der Cardinal de la Balue. Ich sehe also wohl, daß ich euer Stillschweigen für ein gezwungenes Bekentniß annehmen muß: Der Grund von allen euren Staats-Regeln, die ihr an eurem ganzen Hof ausgebreitet habt, war dieser, daß ihr alles für euch alleine thatet. Ihr achtetet für nichts die Prinzen von eurem Geblüt; noch die Königin, die

die ihr gefangen und entfernet hieltet; noch den Dauphin, den ihr in der Unwissenheit und in der Gefangenschaft erzoget; noch das Königreich, welches ihr durch eine harte und grausame Politic so elendig verheeret, und dessen Wohlfahrt ihr immer der Eifersucht für eure tyrannische Macht nachsetztet: Ihr achtetet für nichts die Günstlinge und vertrauteste Räthe, deren ihr euch bedienetet, die anderen zu betrügen. Ihr habt niemals für keinen einigen die geringste Liebe gehabt, noch einem unter ihnen ein Vertrauen bezeiget, als wann ihr seiner vonnöthen hattet: Ihr suchtet sie, einen nach dem andern, wie andere Menschen, auch zu betrügen: Ihr waret allezeit fertig, sie bey dem geringsten Argwohn, oder um des geringsten Nutzens willen, aufzuopfern. Man war nie keinen Augenblick sicher mit euch. Ihr triebet euer Spiel mit der Menschen Leben; Ihr liebtet niemand; Ihr woltet die ganze Welt betrügen: wie kontet ihr also von jemand vermuthen, daß er euch mit wahrer Aufrichtigkeit, aus Liebe und Zuneigung, und ohne Eigennutz, solte ergeben seyn? Wo hätten wir eine so uneigennützige Redlichkeit lernen sollen? Verdienetet ihr solche? Hoftet ihr solche? Konte man sie bey euch und an eurem Hof ausüben? Hätte man bey euch es wohl acht Tage mit einem ehrlichen und rechtschaffenen Herzen aushalten können? Mußte man nicht gleichsam zum Schelmen werden, so bald man vor euch kam? Wurde man nicht alsobald für einen Bösewicht gehalten, so bald man sich bey euch in Gunsten sah? denn man erlangte ja solche niemals als durch Schelmen-Streiche:

Mustet

Mustet ihr euch solches nicht für gesagt halten? Wenn einer hätte wollen seine Ehre und sein Gewissen rein halten, würde er sich nicht vorgesehen haben, euch bekant zu werden: Man würde lieber bis an das Ende der Welt geflohen seyn, ehe man sich bey euch in Dienste begeben hätte. Woltet ihr, daß ein Gemüth, das ihr selbst vergiftet habt, und dem ihr nichts anders gelernet, als wie man das ganze menschliche Geschlecht betrügen solte; woltet ihr, sag ich, daß ein solches Gemüthe sich niemalen von der reinen Tugend und Aufrichtigkeit entfernen, und für euch allein eine uneigennützige und heroische Treu behalten solte? Waret ihr auch so thöricht, solches zu dencken? Hattet ihr nicht vielmehr Ursach zu glauben, andere Menschen würden eben so gegen euch, wie ihr gegen sie gesinnet seyn? Wenn man auch noch so from und redlich für alle Menschen gewesen wäre, so wäre man doch gezwungen gewesen, falsch und gottloß, in Ansehung eurer, zu werden, und euch zu verrathen; Ich habe also nichts anders gethan, als daß ich euren Lehren gefolget, und in eure Fußstapfen getreten bin. Ich habe euch das nur wiedergegeben, was ihr alle Tage mir zu geben pflegtet; Ich habe nichts anders gethan, als was ihr von mir erwartetet; da ich mich durch solche Beweggründe leiten ließ, der ihr euch selbst, wie die einzige, die alle Menschen beleben solten, zu befleißen suchtet. Ihr hättet einen Menschen verachtet, der sich um etwas anders, als um seinen Eigennutz würde bekümmert haben. Ich habe nicht eure Verachtung verdienen, sondern euch lieber nach euren Grund-

Sätzen,

Sätzen, damit ihr mich nicht für einen dummen Gecken halten mogtet, betrügen wollen *.

Ludwig *XI.* Ich bekenne, daß eure Art zu schliessen, mich in die Enge treibet, und mir beschwerlich fällt; warum aber verstundet ihr euch mit meinem Bruder, dem Herzog von Guyenne, und mit dem Herzog von Burgund, meinem grausamsten Feind?

Der Cardinal de la Balue. Eben deswegen ließ ich mich mit ihnen ein, weil sie eure gefährlichste Feinde waren, damit ich ein Rettungs-Mittel gegen euch mögte übrig haben, im Fall eure argwöhnische Eifersucht euch dahin verleiten mögte, mich unglücklich zu machen. Ich wußte, daß ihr eure Rechnung auf meine Verrätherenen machtet, und daß ihr solche ohne Grund glauben kontet. Ich wolte also lieber euch betrügen, um mich allenfalls aus euren Händen zu retten, als durch eure Hände, aus blosem Argwohn, umkommen, ohne euch verrathen zu haben. Mit einem Wort, ich wolte gern, nach euren Grund-Sätzen, mich auf beyden Theilen gelten machen, und von euch, wenn alles drunter und drüber gieng, diejenige Belohnung meiner Dienste ziehen, die ihr mir doch nie in Friedens-Zeit mit guter Art würdet haben zukommen

men

* Diese Wahrheiten hängen vortreflich an einander, und werden durch die tägliche Erfahrung bekräftiget; deswegen auch kein Schelm dem andern trauet. Ja das ganze menschliche Geschlecht ist nun heut zu Tag in einer solchen Verfassung, daß auch die zwey redlichste Leute gleichsam verbunden sind, so mit einander zu handeln, als ob sie die gröste Spitzbuben wären: Quilibet enim præsumitur malus.

men lassen. Sehet, was ein undanckbarer Fürst, der mischtrauisch, betrügerisch und keines Menschen Freund ist, von seinen Bedienten zu gewarten hat.

Ludwig XI. Sehet aber auch ihr, was ein Verräther, der seinen König verkauft, zu gewarten hat; man bringt ihn nicht um, wenn er ein Cardinal ist; aber man hält ihn eilf Jahr im Gefängniß, und beraubet ihn aller seiner Schätze.

Der Cardinal de la Balue. Ich bekenne, daß mein Fehler darinn bestund, daß ich euch nicht mit gnugsamer Vorsichtigkeit betrogen, und eure Briefe hatte auffangen lassen. Setzet mich noch einmal wieder in eine gleiche Gelegenheit, so will ich euch gewiß noch betrügen, wie ihr es verdienet; nur werde ich damit behutsamer zum Wercke schreiten, aus Furcht, entdeckt zu werden.

Das VI. Gespräch.

Ludwig XI. und Philippus Cominäus.

Die Schwachheiten und Lasterthaten der Königen können nicht verborgen bleiben.

Ludwig XI.

Man sagt, ihr hättet meine Geschichte beschrieben.

Philippus Cominäus. Es ist wahr, König, und ich hab als ein treuer Diener gesprochen.

Ludwig *XI.* Man versichert mich gleichwohl, ihr hättet viele Dinge in eure Geschichte mit eingemenget, die ihr wohl hättet unerinnert lassen können.

Philippus Cominäus. Das kan seyn; aber überhaupt hab ich von euch eine gute Abschilderung gemacht. Woltet ihr, daß ich einen ewigen Schmeichler, an statt einen Geschicht-Schreiber, hätte abgeben sollen?

Ludwig *XI.* Ihr hättet von mir sprechen sollen, wie es einem Unterthanen geziemet, den sein Herr mit Wohlthaten überschüttet hat *.

Philippus Cominäus. Auf diese Weise aber würde ich bey niemand Glauben gefunden haben. Man suchet die Erkentlichkeit in keiner Geschichte: Sie macht solche im Gegentheil verdächtig.

Ludwig *XI.* Warum müssen es doch Leute geben, welche sich von denen Grillen einnehmen lassen, Bücher zu schreiben. Man solte die Todten ruhen lassen, und ihr Gedächtnis nicht so zu Schanden machen.

Philippus Cominäus. Das eurige war über die massen schwarz: Ich suchte die Eindrücke davon noch sehr zu mildern: Ich habe alle eure gute Eigenschaften erhoben. Ich hab euch von allen gehäßigen

* Ludwig der XIV. wußte seiner Ehre dißfalls besser zu rathen: Er gab denen Gelehrten zu seiner Zeit, welche die Kunst besassen, schön zu schreiben, gewisse Leib-Renthen, und hierdurch sah er seines Nahmens Gedächtniß verherrlichet, und gleichsam schon im voraus verewiget. Heut zu Tage gelten die Waffen. Und man bekümmert sich wenig mehr um der Gelehrten ihre Federn.

häßigen Auflagen suchen loszusprechen; wie kont ich es besser machen?

Ludwig *XI.* Ihr hättet entweder gar schweigen, oder mich durchaus vertheidigen sollen. Man sagt: Ihr hättet alle meine Grimassen, alle meine wunderliche Geberden, wann ich mit mir alleine redete; wie auch alle meine Streiche mit schlechten Leuten entworffen. Man sagt: Ihr hättet von dem Credit meines Profosen, meines Barbierers und meines Schneiders gesprochen; Ihr habt meine alte Kleider vor Augen gelegt. Ja, ihr habt so gar auch meine kleinen Andachten nicht vergessen, besonders diejenigen, welche ich in meinen letzten Tagen vornahm; ferner erzehlet ihr meinen Eifer, alte Heiligthümer zu samlen, und wie ich mich vom Kopf bis auf die Füsse mit dem Oel aus der heiligen Lampe hätte reiben lassen, und dabey solche Wallfahrten unternommen, vermittels deren ich vorgegeben, daß ich wäre geheilet worden. Ihr habt auch von meinem kleinen bleyernen Marien-Bild Meldung gethan, welches ich so oft küssete, als ich etwas böses vorhatte. Endlich von dem Creutz von sanct Lo, auf welches ich mich nicht unterstunde zu schwören, wann ich meinen Eyd nicht zu halten gedachte; weil ich glaubte, wo ich solchen nicht hielte, ich unfehlbar dasselbige Jahr sterben würde. Alles dieses ist sehr lächerlich.

Philippus Cominäus. Ist aber alles dieses nicht wahr? Wie konte ich es verschweigen?

Ludwig *XI.* Ihr hättet ja gar nichts davon sagen können.

Philippus Cominäus. Ihr hättet es ja auch unterwegens lassen können.

Ludwig *XI.* Allein das war geschehen, mußtet ihr es deswegen sagen?

Philippus Cominäus. Allein das war geschehen, und ich konte es der Nachwelt nicht verschweigen.

Ludwig *XI.* Wie, kan man gewisse Sachen nicht verschweigen?

Philippus Cominäus. Glaubet ihr dann wohl, daß ein König nach seinem Tod so verborgen seyn könte, als ihr in eurem Leben gewisse Streiche habt zu verbergen vermeynet? Ich hätte durch mein Stillschweigen nichts gerettet, und würde mich dadurch sehr verächtlich gemacht haben. Seyd damit zu frieden, daß ich von euch viel schlimmere Dinge hätte melden können, welche man würde geglaubet haben, und gleichwol hab ich solches nicht thun wollen.

Ludwig *XI.* Wie, muß dann die Geschichte nicht Ehrerbietung für die Könige haben?

Philippus Cominäus. Müssen die Könige nicht Ehrerbietung für die Geschichte und für die Nachwelt haben, deren Urtheil sie nicht vermeiden können? Diejenige, welche nicht wollen, daß man von ihnen soll übel reden, können solches durch nichts verhindern, als wann sie nichts übels thun.

Das

Das VII. Gespräch.

Ludwig XI.

und

Carl von Burgund.

Böse Menschen, welche nichts von der wahren Tugend wissen, werden, je mehr sie andere betrügen, und ihnen mißtrauen, am ersten betrogen.

Ludwig *XI.*

Es thut mir leyd, mein Vetter, daß ihr so unglücklich gewesen seyd.

Carl von Burgund. Ihr seyd daran Ursach; ihr habt mich betrogen.

Ludwig *XI.* Euer Hochmuth und euer hitziger Kopf haben euch betrogen. Habt ihr vergessen, daß ich euch Nachricht gab, wie ein Mensch mir angeboten hatte, euch ums Leben zu bringen.

Carl von Burgund. Ich konte solches nicht glauben. Ich bildete mir ein, daß wo die Sache sich so verhalten hätte, ihr nicht so viele Redlichkeit würdet gehabt haben, mich davon zu benachrichtigen; vielmehr ist zu glauben, daß ihr solches nur erfunden habt, um mich furchtsam zu machen: indem ihr alle diejenige dadurch suchtet bey mir in Verdacht zu bringen, deren ich mich bediente. Ein so listiger Betrug kam ziemlich mit eurer Gemüths-Art überein, und ich hatte auch nicht gros Unrecht, euch solchen beyzumessen. Wer solte nicht, wie ich, in solchen Umständen seyn betrogen worden,

wo ihr so gut und aufrichtig zu seyn schienet.

Ludwig *XI.* Ich muß gestehen, daß es nicht allzu sicher war, öfters meiner Aufrichtigkeit zu trauen; doch war es noch besser mir, als dem Verräther Campobaß zu trauen, welcher dich für sechs tausend Thaler verkaufte.

Carl von Burgund. Wolt ihr, daß ich hier offenherzig sprechen soll, weil doch im Plutonischen Reich keine Frage mehr von der Politic ist: Wir hatten alle beyde wunderseltsame Meynungen: weder ihr, noch ich, wußten etwas von der Tugend. In solchem Zustand verfolget man oft fromme Leute, weil man niemand trauet; alsdann überlässet man sich, durch eine Art der Nothwendigkeit, dem ersten, dem besten; und dieser ist insgemein ein Bösewicht, der sich durch seine Schmeicheley beliebt macht. Im Grund aber war doch mein Gemüth noch besser, als das eurige: ich war gähe und ein wenig wild; ich war aber dabey weder betrügerisch noch grausam, wie ihr. Habt ihr vergessen, daß ihr bey der Zusammenkunft zu Coblenz selbst das Bekentniß von mir thatet, ich sey ein rechtschaffener Edelmann, und daß ich euch mein Wort, welches ich dem Erzbischof von Narbonne gegeben, auch recht gehalten hätte.

Ludwig *XI.* Gut! es waren dieses nur höfliche Schmeicheleyen, die ich damals euch vorsagte, um euch aufzuhalten, und von denen andern Häuptern der Liga, die sich zum gemeinen Besten zusammen verbunden hatten, abwendig zu machen. Ist wußte wohl, daß ich euch zum Besten haben würde, wann ich euch lobte.

Das

Das VIII. Gespräch.

Ludwig XI.

und

Ludwig XII.

Die Grosmüthigkeit und die Redlichkeit sind weit sichere Staats-Regeln, als die Grausamkeit und die List.

Ludwig *XI*.

Sehet da, wo ich mich nicht betrüge, einen meiner Nachfolger. Obgleich die unterirrdische Schatten keine Majestät mehr besitzen, so düncket mich doch, daß dieser wohl ein König von Franckreich seyn möchte; dann ich bemercke, daß die andere Schatten daherum sich gegen ihm ehrerbietig erweisen, und französisch mit ihm reden. Wer bist du? Sage es mir; ich bitte dich.

Ludwig *XII*. Ich bin der Herzog von Orleans, der nachgehends unter dem Nahmen Ludwig XII. König wurde.

Ludwig *XI*. Wie hast du mein Reich verwaltet?

Ludwig *XII*. Ganz anders als du; du machtest dich fürchten; ich machte mich lieben. Du hast angefangen das Volck zu drucken: Ich hab es erleichtert, und ich habe ihre Ruhe der Ehre vorgezogen, meine Feinde zu überwinden.

Ludwig *XI*. Du verstundest also die Regierungs-Kunst sehr übel. Ich war derjenige, der seinen Nachkommen eine unumschränckte Macht

zuwegen gebracht hat *. Ich bin derjenige, welcher die Zusammenverbindung der Fürsten und Herren von einander gerissen hat; Ich bin derjenige, der unendliche Summen aufgebracht, und andern die Geheimnisse gewiesen hat, ohne jedoch meine eigene zu entdecken. List, Hoheit und Strenge sind die rechte wahre Regierungs-Künste. Ich habe grose Ursach zu glauben, du werdest alles verdorben, und durch deine Weichlichkeit mein ganzes Werck verdorben haben.

Ludwig *XII.* Ich bewieß durch den Fortgang meiner Staats-Regeln, daß die deinige falsch und höchst verderblich waren. Ich habe mich lieben machen. Ich habe im Frieden gelebet, ohne jemals mein Wort zu brechen; ohne Blut zu vergiessen; ohne mein Volck zu verderben. Dein Gedächtniß wird verabscheuet, das meinige hingegen verehret. So lang ich lebte, war man mir getreu: Nach meinem Tod beweinte man mich, und man fürchtete, daß man nie einen so guten König wieder bekommen mögte. Wenn man ein grosmüthiges und redliches Herze hat, so muß man die Grausamkeit und falsche List sehr verabscheuen.

Ludwig *XI.* Sehet da eine schöne Philosophie, welche du sonder Zweiffel in deiner langen Gefangenschaft wirst gelernet haben, worinn, wie man mir

* War dieses nicht zu viel gewagt für einen Lehrmeister des Cron-Prinzens von Franckreich, zu sagen, daß diese Crone ihre unumschränckte Macht einem solchen abscheulichen König, wie Ludwig XI. zu dancken habe. Einer solchen freymüthigen Aufrichtigkeit war der Herr von Fenelon allein fähig.

mir gesagt, du geseufzet hast, bevor du den Thron bestiegest.

Ludwig *XII.* Diese Gefangenschaft war weniger schimpflich vor mich, als dir die deinige zu Peronne. Darzu dienet die List und der Betrug; man läst sich fangen durch seine Feinde; die Redlichkeit setzet einen niemals in so grose Gefahr.

Ludwig *XI.* Ich wußte mich aber mit List bald wieder aus denen Händen des Herzogs von Burgunds zu winden.

Ludwig *XII* Ja, durch die Macht des Geldes, damit du seine Bedienten bestachest; und indem du ihm schimpflich folgtest, um deine Bunds-Genossen, die Lücker, zu verderben, deren Untergang du mit ansehen mustest.

Ludwig *XI.* Hast du die Gränzen des Königreichs erweitert, wie ich gethan? Ich habe zur Crone das Herzogthum Burgund, die Grafschaft Provence und die Landschaft Guyenne gebracht.

Ludwig *XII.* Ich verstehe dich, du wußtest die Kunst, einen Bruder auf die Seite zu schaffen, um sein Erbtheil zu haben. Du hast dir das Unglück des Herzogs von Burgund zu Nutz gemacht, der sich in sein Verderben stürzte: Du gewannest den Cantzler von dem Grafen von Provence, um die Anwartung auf seine Lande zu erwischen. Was mich anlangt, so begnügte ich mich damit, Bretagne durch eine gerechte Verbindung mit der Erbin dieses Hauses zu erlangen: Ich liebte sie, und nahm sie nach dem Tod deines Sohns zur Ehe. Uber dem, so war ich weniger darauf bedacht, neue Unterthanen zu haben, als diejenige, die ich hatte, in der Treu zu erhalten, und sie glücklich zu machen.

Ich habe auch bey denen Kriegen von Neapolis und Mayland erfahren, wie schädlich einem Staat die Eroberungen in entfernten Ländern sind*.

Ludwig *XI.* Ich sehe wohl, du hattest weder Geist noch Ehr-Begierde.

Ludwig *XII.* Mir mangelte der falsche und betrügerische Geist, der dich hat so berüchtiget gemacht, und diejenige Ehr-Begierde, welche darinn bestehet, Aufrichtigkeit und Recht für nichts zu rechnen.

Ludwig *XI.* Du redest zu viel.

Ludwig *XII.* Du bist derjenige, der oftmalen zu viel geredet hat. Hast du den Kaufmann von Bourdeaux vergessen, der sich in Engelland niederließ, und den König Eduard, den du einludest, nach Paris zu kommen. Gehabt dich wohl.

* Dieses ist der wichtigste Punct in der menschlichen Gesellschaft: die Grosen theilen die Welt unter sich, und gebrauchen darzu eine abscheuliche Gewalt. Dadurch wird alles in Unordnung, in Noth und Jammer gesezt.

Das

Das IX. Gespräch.

Der Connetable von Burbon und Bayard.

Es ist niemalen erlaubt, die Waffen gegen sein Vaterland zu führen.

Der Connetable.

Ist es nicht der arme Bayard, den ich hier so ausgestreckt und hart verwundet unter diesem Baum auf dem Grase liegen sehe? Ja, er ist es selbst. Ach! wie sehr beklag ich ihn. Sehet heute zwey, die durch unsere Waffen umkommen, Vandenesse und er. Diese beyde Franzosen waren, durch ihre Tapferkeit, die Zierde ihrer Nation. Ich fühle, daß mein Herz noch für sein Vaterland gerühret ist. Allein, laßt uns zu ihm gehen, und ihn sprechen. Ach! mein lieber Bayard; wie thut es mir so leyd, dich in diesem Zustand zu sehen.

Bayard. Es thut mir ebenfals leyd, euch zu sehen.

Der Connetable. Ich verstehe wohl, daß es dir empfindlich ist, durch das Glück der Waffen dich in meinen Händen zu sehen; allein ich will dich nicht, wie einen Gefangenen, sondern wie einen guten Freund halten, und für deine Genesung so viel Sorge tragen, als wenn du mein leiblicher Bruder wärest: Es soll dir es also nicht leyd seyn, mich zu sehen.

Bayard. Wie, glaubet ihr, daß es mir nicht leyd seyn müsse, dem grösten Feind von Franckreich noch verbunden zu seyn. Ich bin weder meiner Gefangenschaft, noch meiner Wunde halber besorgt. Ich werde alsobald sterben, und der Tod wird mich aus euren Händen retten.

Der Connetable. Mit nichten also, mein lieber Bayard. Ich hoffe, daß unsere Sorgfalt so glücklich seyn werde, um dich zu curiren.

Bayard. Es ist dieses nicht, was ich suche, und ich bin zu frieden, daß ich sterbe.

Der Connetable. Was hast du dann? Ists, daß du dich nicht trösten kanst, weil du auf dem Zurückzug des Bonnivets bist überwunden und gefangen worden. Es ist ja nicht deine, sondern seine Schuld: das Glück der Waffen ist veränderlich. Du hast dir Ruhm genug durch die Menge deiner schönen Thaten erworben. Die Kayserlichen werden niemals die tapfere Vertheidigung von Mezieres vergessen.

Bayard. Ich, für mein Theil, kan niemals vergessen, daß ihr derjenige grosse Connetable seyd; ein Prinz von dem edelsten Geblüt, das in der Welt ist, und der gleichwol mit seinen eignen Händen sein Vaterland und das Reich seiner Vorfahren zu verderben sucht.

Der Connetable. Wie? Bayard! ich lobe dich und du verdammest mich. Ich beklage dich und du schmähest auf mich?

Bayard. Wenn ihr mich beklaget, so beklage ich euch wieder, und ich finde euch noch weit mehr beklagens würdig, als mich: Ich verlasse dieses Leben ohne Mackel: Ich habe das meinige meiner

Schul-

Schuldigkeit und meiner Pflicht aufgeopfert; ich sterbe für mein Vaterland, und für meinen König. Die Feinde Franckreichs bezeigen mir ihre Hochachtung, und alle redliche Franzosen bedauren mich. Mein Zustand ist beneidens wehrt.

Der Connetable. Und ich bin sieghaft über einen Feind, der mich beleydiget hat; ich räche mich an ihm; ich verjag ihn aus dem Mayländischen; ich mache es ganz Franckreich empfinden, wie unglücklich es ist, daß es mich verlohren hat: indem es mich auf das äusserste getrieben; nennest du dieses beklagens würdig seyn?

Bayard. Ja, man ist allezeit beklagens wehrt, wenn man gegen seine Pflicht handelt. Es ist besser im Streit für sein Vaterland das Leben lassen, als solches überwinden, und darüber triumphiren. Ach! welche abscheuliche Ehre ist doch diese, sein eigen Land ins Verderben zu stürtzen!

Der Connetable. Allein, mein Vaterland hat sich gegen mir undanckbar erwiesen, nachdem ich demselben so viele Dienste geleistet hatte. Des Königs Bruders Frau hat mich, wegen einem Liebes-Verdruß, auf das unwürdigste tractiren lassen. Der König erwieß mir, aus Schwachheit für dieselbe, eine abscheuliche Ungerechtigkeit. Da man mich meiner Güter entblösete, hat man mich so gar meiner Bedienten, des Matignon und Argouges, beraubet. Ich war gezwungen, mich schier alleine mit der Flucht zu retten, und dadurch mein Leben in Sicherheit zu bringen; was woltest du, daß ich hätte thun sollen?

Bayard. Ihr hättet ehender alles leiden und ausstehen sollen, als euch wider Franckreich und die

Hoheit eures eignen Haußes auflehnen. War die Verfolgung zu heftig, so hättet ihr euch können in Sicherheit begeben: denn es war besser arm, unbekant, und zu allem untauglich zu seyn, als gegen uns die Waffen zu führen.

Der Connetable. Siehest du aber nicht, daß die Rache sich zu der Ehrsucht gesellet hat, um mich auf das äusserste zu bringen? Ich wolte es dem König gereuen machen, daß er mit mir so übel umgegangen war*.

Bayard. Man hätte ihn zu dieser Bereuung durch eine alles ertragende Gedult bringen sollen, welche nicht weniger eine Helden-Tugend ist, als die Tapferkeit.

Der Connetable. Allein der König war so ungerecht und so verblendet durch seine Mutter, daß er so groser Betrachtungen von mir nicht würdig war.

Bayard, War der König solches nicht wehrt, so war es doch ganz Franckreich. Selbst die Würde der Crone, davon ihr mit ein Erbe waret, verdiente solches. Ihr waret dieses euch selbsten schuldig, ein Reich zu schonen, davon ihr dermaleins die Crone besitzen könnet.

Der Connetable. Wohlan, ich habe Unrecht gethan, ich bekenne solches; weist du aber nicht, wie wenig die beste Gemüther vermögend sind, ihrer zornigen Empfindlichkeit zu widerstehen?

Bay-

* Was kan närrischer und unsinniger seyn, als diese Rache; durch den Streit zweyer hochmüthigen Menschen müssen hier öfters Millionen leiden; wär es nicht weiser, man sperrte diese beyde ein, als daß man ihnen zu Gefallen Millionen ins Verderben stürzet?

Bayard. Ich weiß es wohl; aber die gröste Tapferkeit bestehet darin, daß man sich selbst widerstehet; wann ihr euren Fehler erkennet, so eilet, solchen wieder gut zu machen: Ich sterbe, und finde euch mehr zu beklagen in eurem Glück, als mich in meinem Schmerzen. Wann euch der Kayser auch nicht betrügen würde; wann er euch auch seine Schwester zur Ehe gäbe, und ganz Franckreich mit euch theilen würde, so wär doch alles dieses nicht hinlänglich, den Flecken auszuwaschen, der euer Leben schändet. Der Connetable von Bourbon, ein Rebelle. O welche Schande! vernehmet den sterbenden Bayard, wie er noch, als er starb, nicht nachgelassen hat, euch die Wahrheit zu sagen.

Das X. Gespräch.

Ludwig XII.

und

Franciscus I.

Es ist besser ein Vater des Vaterlandes zu seyn, und sein Königreich im Frieden zu regieren, als einen grosen Welt-Bezwinger abzugeben.

Ludwig *XII.*

Saget mir, mein lieber Vetter, etwas neues aus Franckreich. Ich habe stets meine Unterthanen wie meine Kinder geliebet. Ich bin ihrentwegen, ich bekenne es, in Sorgen. Ihr waret allerdings noch sehr jung, da ich euch die

Cro-

Crone hinterließ. Wie habt ihr mein gutes Königreich beherrschet?

Franciscus *I.* Ich habe einige Widerwärtigkeiten gehabt. Wolt ihr aber, daß ich euch offenherzig sprechen soll, so wisset, daß meine Regierung Franckreich viel mehr Glanz gegeben hat, als die eurige.

Ludwig *XII.* O mein GOtt, das ist eben derjenige Glanz, den ich jederzeit so sehr gefürchtet habe. Ich habe schon in eurer Kindheit solche Neigungen an euch wahrgenommen, die Finanzen in Franckreich zu ruiniren, alles für den Krieg aufzusetzen, nichts mit Gedult zu ertragen, die gute Ordnung im Staat übern Hauffen zu werffen, und alles zu verderben, nur, um vieles von euch sprechen zu machen.

Franciscus *I.* So sind die alten Leute immerzu gegen diejenige mit Vourtheilen eingenommen, welche ihnen nachfolgen sollen; aber sehet hier die Sache. Ich habe einen abscheulichen Krieg gegen den Kayser und König von Spanien, Carl den V. geführet. Ich habe in Italien die berühmte Schlachten, die eine bey Marignan, gegen die Schweitzer, und die andere bey Cerisoles, gegen die Kayserlichen, gewonnen. Ich habe den König von Engelland mit dem Kayser gegen Franckreich in einem Bündniß gesehen, und habe ihre mächtige Unternehmungen fruchtlos gemacht. Ich habe die Wissenschaften empor gebracht. Ich habe verdienet, daß die Gelehrten meinen Namen verewiget haben. An meinem Hof sahe man die glückselige Zeit des Augustus hervor brechen; Pracht und Höflichkeit, Gelehrsamkeit und Galanterie herrsch-

herrschten an demselben. Vor mir war alles grob, armselig, unwissend, altfränckisch: Kurz, man nante mich den Vater der Künste und Wissenschaften.

Ludwig *XII.* Dieses ist schön, ich will die Ehre davon nicht vermindern; es würde mir aber noch weit besser gefallen, wo ihr so wohl ein Vater des Volcks, als der Wissenschaften gewesen wäret. Habt ihr die Franzosen im Frieden und im Uberfluß hinterlassen?

Franciscus *I.* Nein; aber mein Sohn, der noch jung ist, wird den Krieg schon fortzuführen und hernach endlich das erschöpfte Volck wieder zu schonen wissen. Ihr habt solches weniger mitgenommen, als ich; allein, ihr waret auch sehr schwach, Kriege zu führen.

Ludwig *XII.* Ihr habt also den Krieg mit grossem Fortgang geführet? Was habt ihr dann für Eroberungen gemacht*? Habt ihr das Königreich Napolis bekommen?

Franciscus *I.* Nein, ich hatte andere Feld-Züge zu thun.

Ludwig *XII.* Wenigstens werdet ihr doch Mayland erhalten haben?

Fran-

* Hier gebrauchet der Verfasser wiederum das Wort: Conquetes, **Eroberungen**; und scheinet seinem Prinzen davon die Meynung beyzubringen, daß es etwas rühmliches sey, Eroberungen zu machen; allein er giebt anderwerts gnugsam zu erkennen, wie sehr darunter die Rechte der Menschen und die Ruhe der Welt leiden müssen. Wie glückselig wären die Franzosen, wenn sie ihr droit des conquetes zu ihrem und ihrer Nachbarn Schaden nicht zu weit getrieben hätten!

Franciscus *I.* Es sind mir verschiedene unversehene Zufälle in Weg gekommen.

Ludwig *XII.* Wie so; Hat Carl der V. dir solches weggenommen? Habt ihr einige Schlachten verlohren? Sprecht, ihr habt das Herz nicht, alles zu sagen.

Franciscus *I.* Ich wurde in einer Schlacht bey Pavia gefangen.

Ludwig *XII.* Wie, gefangen! Ach! in welchen Abgrund habt ihr euch durch böse Rathschläge gestürtzet? Ist es also auf diese Weise, daß ihr mich im Krieg übertroffen habt? Ihr habt Franckreich wieder in solches Unheil gebracht, als es unter dem König Johannes gewesen ist. O armes Franckreich, wie beklag ich dich! Ich hatte es wohl voraus gesehen: Nun versteh ich euch, man hat ganze Länder wieder heraus geben, und unzehlbare Summen aufbringen müssen. Sehet, wohin der Hochmuth, der Stolz, die Verwegenheit und die Herrschsucht verleitet; und die Gerechtigkeit . . . wie gieng es damit?

Franciscus *I.* Sie hat mir grose Hülfe geleistet. Ich verkaufte die Magistrats-Aemter.

Ludwig *XII.* Und die Richter, die solche gekauft haben, werden dafür das Recht auch wieder verkauft haben. Alleine, wurden auch so viele Gelder, als ihr vom Volck erpressetet, ordentlich angewandt, und eure Armeen davon erhalten?

Franciscus *I.* Ich gebrauchte davon einen Theil zur Pracht meines Hofes.

Ludwig *XII.* Ich wette, daß eure Liebhaberinnen davon einen grösern Theil werden gezogen haben, als die beste Kriegs-Bedienten. Sol-

chem-

chemnach ist also das Volck ruinirt, der Krieg noch in vollen Flammen, die Gerechtigkeit verkauft, der Hof aberwitzig in denen Thorheiten galanter Weiber; der ganze Staat in Jammer und Noth. Ist dieses die so glänzende Regierung, welche die meinige hat zu nichte gemacht? Ein wenig Mäßigung hätte euch weit mehr Ehre gebracht.

Franciscus *I.* Ich habe doch gleichwol viele grose Thaten gethan, die mir den Ruhm eines Helden erworben haben. Man nennet mich den grosen König Franciscus.

Ludwig *XII.* Das will so viel sagen, man hat euch geschmeichelt für euer Geld, und weil ihr woltet ein Held seyn auf Unkosten des Staats, dessen einzige Wohlfahrt euren ganzen Ruhm hätte ausmachen sollen.

Franciscus *I.* Nein, die Lobsprüche, die man mir ertheilte, waren aufrichtig.

Ludwig *XII.* Ey, ist auch wohl ein König so schwach, und so verdorben er immer seyn mag, dem man nicht gelobet und gepriesen hat, wie euch. Nennet mir den allerunwürdigsten Fürsten, man wird ihm alle die Lobsprüche geben, die man euch gegeben hat. Kauft also noch die Lobes-Erhebungen mit so vielem Blut und mit so vielem Geld, und stürzet dadurch euer Königreich ins Verderben*.

D Fran-

* So ist es, man mag schändliche Thaten noch so sehr zu beschönen suchen, sie bleiben doch immer schändlich; die Schmeicheley ist, wie eine schlechte Tünche, sie fällt weg, und das damit bestrichene Bild erscheint in seiner Heßlichkeit. Wollen grose Herrn, daß man nichts böses von ihnen schreiben und glauben soll, so müssen sie nichts böses thun.

Franciscus *I.* Zum wenigsten hab ich den Ruhm, daß ich mich in meinen Widerwärtigkeiten standhaftig bezeiget habe.

Ludwig *XII.* Ihr hättet besser gethan, euch niemals in solche Umstände zu setzen, worinnen ihr einer solchen Standhaftigkeit hättet vonnöthen gehabt. Dem Volck war an diesem eurem Heldenmuth wenig gelegen. Wie aber, ist dann dem Helden die Zeit im Gefängniß nicht zu lange worden?

Franciscus *I.* Ja, ohne Zweiffel, und ich kaufte die Freyheit ziemlich theuer.

Das XI. Gespräch.

Carl V.

und

ein junger Münch von S. Just.

Man sucht öfters nur die Einsamkeit, weil man unruhig ist, und diejenige, die einmal an das Geräusche der Welt sich gewöhnet haben, können sich in die Absonderung davon so leichte nicht schicken.

Carl *V.*

Auf, mein Bruder! Auf, komt, es ist Zeit aufzustehen; ihr schlaft allzu lang für einen jungen Geistlichen, der fein eifrig seyn muß.

Der Münch. Wann wolt ihr dann, daß ich schlafen soll, als wann ich noch jung bin? Der Schlaf ist dem Eifer nicht entgegen.

Carl V. Wann man das Gebät liebet, so ist man hurtig munter.

Der Münch. Ja, wenn man im Alter von eurer Majestät ist; aber in dem meinigen schläft man stehend.

Carl V. Wohlan denn, mein Bruder, Leuten von meinem Alter komt es zu, die allzu schläfrige Jugend aufzuwecken.

Der Münch. Habt ihr sonst nichts mehr zu thun, nachdem ihr lang genug die Ruhe in der gantzen Welt gestöhret habt? Könnet ihr mir dann die meinige nicht lassen?

Carl V. Ich finde, daß, ob man gleich früh morgens hier aufstehet, so ist es doch noch ruhig genug in dieser tiefen Einsamkeit.

Der Münch. Ich verstehe euch, gesalbte Majestät, wann ihr Morgens frühe hier aufgestanden seyd, so findet ihr den Tag sehr lang; ihr seyd an eine grösere Bewegung gewöhnet, bekennet es nur frey: die Zeit fällt euch lange, da ihr hier nichts mehr zu thun habt, als zu beten, eure Uhren aufzuziehen, und die arme junge München, die nicht schuld an eurer langen Weile haben, aufzuwecken.

Carl V. Ich habe ja hier noch zwölf Bedienten, welche ich mir ausbehalten habe.

Der Münch. Das ist ein trauriger Umgang für einen Menschen, der sich sonst mit allen bekanten Völckern zu unterhalten pflegte.

Carl V. Ich habe einen kleinen Gaul, um mit demselben in dem schönen Thal längst denen stolzen Gebürgen von Estramandurc herum zu spatzieren. Dieses Thal ist mit Oranien, Myrrhen, Granaten

ten und Lorbeer-Bäumen bedeckt. Man siehet darinnen tausend Arten von Blumen, und eine unzehliche Menge Vieh im Grase weiden.

Der Münch. Alles dieses ist schön; aber alles dieses redet nicht; Ihr wolt gern ein wenig Geräusch und Unruh haben.

Carl *V.* Ich habe jährlich hundert tausend Thaler einzunehmen.

Der Münch. Sie werden aber schlecht bezahlt: Der König, euer Sohn, hat deswegen keine Sorgfalt.

Carl *V.* Es ist wahr, man vergißt leicht diejenige Leute, die sich selbst ausgezogen und abgesetzt haben.

Der Münch. Habt ihr darnach nicht eure Rechnung gemacht, ehe ihr noch eure Crone abgeleget hattet?

Carl *V.* Ich sehe wohl, daß dieses so seyn solte.

Der Münch. Wann ihr darauf gerechnet habt, warum verwundert ihr euch dann, daß solches eintrift? Haltet euch an euer erstes Vorhaben: Verlasset alles; vergesset alles, verlanget mehr nichts in dieser Welt; seyd ruhig, und lasset auch andere ruhen.

Carl *V.* Allein, ich sehe, daß mein Sohn nach der Schlacht von S. Quentui sich seines Sieges nicht hat zu bedienen gewußt. Er solte nun schon zu Paris seyn. Der Graf von Egmond hat ihm eine andere Schlacht bey Gravelingen abgewonnen, und er lässet alles verliehren. Sehet Calais durch den Herzog von Guise denen Engelländern wieder entrissen. Sehet eben diesen Herzog, der Thion-

Thionville eingenommen, um Metz zu bedecken. Mein Sohn regieret übel. Er folget keinem einzigen von meinen Rathschlägen. Er bezahlet mir meine Jahr-Gelder nicht; er verachtet meine Regierung, und die treuste Leute, deren ich mich bedienet habe. Dieses schmerzet und beunruhiget mich nicht wenig.

Der Münch. Warum habt ihr nicht, ehe ihr euch zur Ruhe in diese Einsamkeit begeben, solches auf diese Bedingung gethan, daß euer Sohn Eroberungen machen, allen euren Rathschlägen folgen, und was ihr habt angefangen, ausführen solte.

Carl *V.* Ich sage dieses nicht; aber ich glaubte, er würde es besser machen.

Der Münch. Wohlan, weil ihr dann alles verlassen habt, um in Ruhe zu leben, so bleibt auch bey diesem Vorsatz, es mag gehen, wie es geht. Laßt den König, euren Sohn, machen, was er will, und laßt eure Ruhe nicht mehr von denen Kriegen abhängen, welche die Welt in Bewegung setzen. Ihr seyd ja deswegen daraus gegangen, um nichts mehr von ihr reden zu hören; alleine, saget die Wahrheit, ihr kantet die Einsamkeit nicht, als ihr solche suchtet. Ihr habt nur aus Unruhe ein Verlangen nach der Ruh gehabt.

Carl *V.* Ach! mein liebes Kind! du redest nur allzu wahr, und ich wünsche dir, daß du dich ebenfalls nicht in deiner Rechnung mögest betrogen haben, als du die Welt verliesest, um dich in dieses Closter zu begeben.

Das XII. Gespräch.

Carl V. und Franciscus I.

Die Gerechtigkeit und das Glück finden sich nur in der Redlichkeit, in der Aufrichtigkeit und in der Tapferkeit.

Carl *V.*

Da nunmehro alle unsere Händel sind zu Ende gegangen, würden wir nicht übel thun, uns wegen denen Verdrieslichkeiten, die wir uns einander gemacht haben, einige Erläuterungen zu geben.

Franciscus *I.* Ihr habt mir gros Unrecht gethan, und mich vielfältig betrogen. Ich habe euch im Gegentheil niemals nichts zu leyd gethan, als was der Kriegs-Gebrauch mit sich brachte. Ihr habt mir die Lehnbarkeit der Grafschaft Flandern entrissen, mittlerweile ich in Gefangenschaft war. Der Vasall hat sich der Gewalt gebrauchet, um seinem Ober-Herrn Gesetze vorzuschreiben.

Carl *V.* Ihr waret frey, euch euers Rechts darauf nicht zu vergeben.

Franciscus *I.* Ist man frey, wenn man im Gefängniß ist?

Carl *V.* Schwache Menschen sind darinnen nicht frey; allein, wenn man eine wahre Tapferkeit besitzet, so ist man allenthalben frey. Wenn ich von euch die Crone verlanget hätte, würde die Langeweil, die ihr in eurem Gefängniß hattet, euch wohl darzu bewogen haben, mir solche abzutreten?

Franciscus *I.* Nein, mit nichten. Ich hätte lie-

lieber sterben, als eine solche Zaghaftigkeit begehen wollen; aber was die Lehnbarkeit der Grafschaft Flandern betrift, so hab ich euch solche abgetreten aus Langerweile, und aus Furcht, ich mögte Gift bekommen, wie auch aus Verlangen, wieder in mein Königreich zu kommen, als wo meine Gegenwart sehr nöthig war. Zumalen, da ich begunte kränck lich zu werden, und also meinen Tod vor Augen sah; wie ich dann in der That glaube, daß ich würde gestorben seyn, wo meine Schwester nicht zu mir gekommen wäre.

Carl *V.* Nicht allein ein groser König, sondern auch ein rechtschaffener Edelmann, wird lieber sterben wollen, als ein Wort von sich geben, welches er nicht gesonnen ist zu halten, es mag ihn solches auch kosten, was es wolle. Nichts ist schimpflicher, als sagen, daß man nicht so viel Herz gehabt habe, um zu leiden; und daß man sich davon zu befreyen suchte, weil man nicht aufrichtig handeln wolte. Waret ihr überzeuget, daß es euch nicht erlaubet wär, die Hoheit eures Staats der Freyheit eurer Person aufzuopfern, so hättet ihr euch gefaßt machen sollen, im Gefängniß zu sterben. Ihr hättet euren Unterthanen sollen berichten lassen, weiter auf euch keine Rechnung zu machen, und eurem Sohn die Crone aufs Haupt zu setzen. Auf diese Weise würdet ihr mir viel zu schaffen gemacht haben. Ein Gefangener, der so viel Herze zeiget, setzet sich dadurch auch in seinem Gefängniß in Freyheit; er entwischet denen, die ihn halten.

Franciscus *I.* Diese Regeln sind richtig. Ich bekenne, daß die Langeweil und die Ungedult mich etwas haben versprechen machen, was gegen die

Aufnahm meines Staats lief; und welches ich weder mit Ehren konte halten, noch strittig machen. Allein komt es euch wohl zu, mir dergleichen zu verweisen? Habt ihr nicht in eurem ganzen Leben Wort und Zusage gebrochen? Zudem, so kan euch meine Schwachheit zu keiner Entschuldigung dienen: ein beherzter Mensch, es ist wahr, läst sich lieber erwürgen, ehe er etwas versprechen solte, das er nicht gesonnen wär zu halten; allein ein ehrlicher Mann mißbraucht auch der Schwachheit eines andern Menschen nicht, um demselben ein Versprechen in seiner Gefangenschaft abzudringen, dem er nicht kan noch soll nachkommen. Was hättet ihr gethan, wenn ich euch in Franckreich angehalten hätte, als ihr einige Zeit nach meiner Gefangenschaft euren Weg dadurch nahmet, um in die Niederlande zu reisen? Ich hätte von euch verlangen können, mir die Niederlande und das Mayländische wieder abzutreten, welches ihr mir weggenommen hattet.

Carl *V.* Ich reiste, auf euer Wort, frey durch Franckreich; Ihr seyd nicht frey auf das meinige in Spanien gekommen.

Franciscus *I.* Es ist wahr, ich muß diesen Unterscheid zugeben; allein, wie ihr mir dadurch Unrecht gethan, daß ihr mir in meiner Gefangenschaft einen nachtheiligen Tractat abgedrungen habt, so hätte ich dieses Unrecht dadurch wieder wett machen können, wann ich euch meines Orts zu einem andern und billigern Tractat auf gleiche Weise wieder genöthiget hätte. Uber dem, so konte ich euch so lang bey mir gefangen halten, bis ihr mir wenigstens

stens das meinige, nemlich Mayland, wieder heraus gegeben hättet.

Carl V. Haltet ein; ihr menget hier verschiedene Sachen unter einander, welche nicht zusammen gehören. Ich hab euch zu Madrid mein Wort gehalten, und ihr würdet mir das eurige zu Paris nicht gehalten haben, wenn ihr mich, unter dem Vorwand einer Wiedererstattung, so gerecht auch solche seyn mögte, angehalten hättet; Es kam auf euch an, mir den freyen Durchzug durch euer Land nicht anders, als auf die Bedingung, zu erlauben, daß ich euch obige Länder wieder einräumen solte; da ihr aber solches nicht von mir verlanget, so kontet ihr dergleichen Forderung mir nicht thun, als ich in Franckreich war, ohne eure mir gegebene Zusage zu brechen. Zu dem, glaubet ihr dann, daß es erlaubet sey, Betrug mit Betrug zu erwiedern? So bald ein Betrug den andern nach sich ziehet, so bald ist auch keine Sicherheit mehr unter denen Menschen, und die traurige Folgen von einer solchen Aufführung würden unendlich gewesen seyn *. Das sicherste für euch selbst ist, daß ihr euch auf keine andere Weise an einem Betrüger zu rächen sucht, als wann ihr seine Räncke zu Schanden machet, ohne ihn zu betrügen.

* Hier erörtert der Verfasser eine der wichtigsten Fragen des Natur- und Völcker-Rechts. Was ist gemeiner als böses mit bösem vergelten, und das jus talionis zu exerciren? Schändliches, abscheuliches Recht! darüber die vernünftige Natur erschrickt! welche ihre Verhaltungs-Regeln nicht in denen Handlungen böser Menschen, sondern in ihrem eignen und unwandelbaren Gesetze suchet.

Franciscus *I.* Sehet da eine tiefsinnige Philosophie. Sehet hier den Plato mit Leib und Leben; allein ich sehe wohl, daß ihr eure Sachen viel feiner einzurichten wußtet, als ich: Ich habe darinn gefehlet, daß ich euch zu viel getrauet habe. Der Connestable von Montmorancy trug das seinige mit bey, um mich zu hintergehen; er beredete mich, ich solte euch bey eurer Ehre empfindlich machen, und euch ohne alle Bedingung durchreisen lassen. Ihr hattet bereits dem jüngsten von meinen Söhnen versprochen, ihn mit dem Herzogthum Mayland zu belehnen: Nach eurer Durchreise durch Franckreich, zoget ihr euer Wort wieder zurück. Hätt ich dem Connestable nicht getrauet, so hätt ich euch wollen Mayland wieder machen heraus geben, ehe ich euch in die Niederlande reisen ließ. Ich habe diesen bösen Rath meinem Günstling nie verzeihen können, und hab ihn auch deswegen vom Hofe weggejagt.

Carl *V.* Ich würde lieber zur See gegangen seyn, ehe ich euch das Mayländische wieder gegeben hätte.

Franciscus *I.* Eure schwächliche Gesundheit, die Jahres-Zeit und die Gefährlichkeiten der Schiffahrt stunden euch im Weg: Allein, saget mir, warum spottetet ihr gleichwol meiner auf eine so ungeziemende Weise vor denen Augen von ganz Europa, und mißbrauchtet solchergestalt der allergrosmüthigsten Gast-Freyheit?

Carl *V.* Ich wolte allerdings eurem dritten Sohn das Herzogthum Mayland geben. Ein Herzog von Mayland aus dem Hause Franckreich würde mir nicht mehr zu thun gemacht haben, als

die andere Fürsten in Italien auch; allein euer zweyter Sohn, für welchen ihr die Belehnung verlangtet, war allzu nah bey dem Thron. Es war zwischen euch und ihm niemand, als der Dauphin, welcher starb. Wenn ich die Belehnung dem zweyten zugestanden hätte, so wäre derselbe bald König in Franckreich und Herzog von Mayland zugleich gewesen. Auf solche Weise hätte man ganz Italien auf allezeit in Fesseln gesehen. Dieses hab ich voraus überlegt, und deswegen zu vermeiden getrachtet.

Franciscus *I.* Fessel gegen Fessel; wär es nicht besser gewesen, Mayland seinem rechten Herrn, der ich war, wieder zu geben, als solches in euren Händen zu behalten, ohne einigen Schein des Rechts? Die Franzosen, die keinen Daumen breit in Italien hatten, waren weniger, wegen der gemeinen Freyheit zu besorgen, als das Hauß von Oesterreich, welches bereits das Königreich von Napolis besaß, und bey nahe alle Reichs-Lehen in diesem Land zu vergeben hatte. Ich will euch hier offenherzig, ohne alle Subtilität, den Unterscheid entdecken, der sich bey unserer beyden Proceß hervorthate: Ihr hattet allezeit so viel Feinigkeit in euren Handlungen gebraucht, damit ihr die Formalien auf eurer Seiten behieltet, mich aber im Grund zu hintergehen wußtet. Ich sahe mich im Gegentheil, es sey aus Schwachheit, oder aus Ungedult, oder aus Leichtsinnigkeit, nicht genug vor, und die Formalien waren gegen mich. Auf solche Weise war ich nur dem Schein nach ein Betrüger; ihr aber waret solches in der That. Ich war, meines Orts, meiner Fehler halben in der Zeit, da ich solche be-

gienge, genugsam gestraft. Was euch betrift, so hoffe ich, daß die falsche Staats-Griffe eures Sohns mich, wegen eurer ungerechten Ehrsucht, noch rächen werden. Er hat euch dahin gebracht, daß ihr noch bey eurem Leben ihm die Regierung abtratet. Ihr starbt abgesetzt und unglücklich, der ihr vorher der ganzen Welt woltet die Fessel anlegen. Dieser Sohn wird sein Werck vollführen, seine Eifersucht und sein Mißtrauen wird alle Ehrsucht und alle Tugend bey denen Spaniern zu nichte machen; die Verdienste werden, weil man sie verdächtig und verhaßt macht, nicht mehr das Herze haben, sich sehen zu lassen. In Spanien wird man weder mehr grose Kriegs-Helden, noch kluge Staats-Leute, noch Kriegs-Zucht, noch gute Policey wahrnehmen. Dieser König, der sich immer verborgen hält, und so wenig mit sich umgehen läst, wie die Orientalische Könige, wird das Inwendige von Spanien zu Boden richten, und die entfernte Völcker, die von dieser Monarchie abhängen, in Empörung bringen. Dieser grose Cörper wird also von sich selbst zerfallen; und wird zu weiter nichts, als zu einem Exempel dienen, wie vergänglich die allzu grose Glücks-Erhebungen sind. Ein vereinigter Staat, der nicht allzu gros, aber wohl bevölckert ist *, wo bey einer guten Policey gute Künste und Wissenschaften blühen, und welcher durch einen solchen Fürsten beherrschet wird, der

* Welch ein gesunder Rath für Franckreich! Solte man aber diesem Reich, da es durch gegentheilige Rathschläge regieret wird, und ganz Europa Gesetze vorschreiben will, nicht auch solche Schicksale, wie Franciscus

der selbst die Gerechtigkeit verwaltet, und auch selbst zu Felde ziehet, ein solcher verspricht weit mehr Glückseligkeit, als eure Monarchie, die mehr keinen Kopf hat, die Regierung unter sich zu vereinigen. Wenn ihr mir nicht glauben wolt, so verziehet nur noch ein wenig, unsere Ur-Enckel werden euch davon Nachricht geben.

Carl *V.* Ach! ich sehe nur zu viel die Wahrheit von euren Prophezeyungen. Die Unglückseligkeiten, die ich voraus gesehen, und die alle meine Einrichtungen zerstöhren dürften, haben mir dergestalt den Muth benommen, daß ich den Thron verlassen habe. Ja diese Vorstellung hat mich noch in meiner Einsamkeit zu S. Just nicht wenig beunruhiget.

ciscus allhier dem Königreich Spanien, prophezeyen?

Ein allzu groses Reich sinckt unter eigner Last.

Das

Das XIII. Gespräch.

Henrich der III.

und

die Herzogin von Montpensier.

Man ist weder ein Heuchler, noch ein Betrüger, wenn man denen verschiedenen Partheyen und verschiedenen Gemüthern in einem Königreich mit Glimpf zu begegnen weiß.

Henrich der *III.*

Guten Tag, meine Nichte, sind wir noch nicht zusammen verglichen; wenigstens nach unserm Tode?

Die Herzogin von Montpensier. Weniger als niemals. Ich kan euch eure Mördereyen nicht vergeben; insbesondere das Blut, so ihr von meiner Familie vergossen habt.

Henrich der *III.* Ihr habt mir mit eurer Zusammenverbindung in Paris mehr übels erwiesen, als ich euch durch alles dasjenige, was ihr mir vorrücket, nicht gethan habe; Laßt uns die Sachen gegen einander aufheben, und gute Freunde seyn.

Die Herzogin von Montpensier. Nein, ich werde nimmermehr keine Freundin von einem Menschen seyn, der den entsetzlichen Mord zu Blois angestellet hat.

Henrich der *III.* Allein, der Herzog von Guise hatte mich auch auf das äusserste getrieben. Habt ihr den Tag der Baricaden vergessen, wo er einen Kö-

König von Paris gemacht, und mich aus dem Luver vertrieben hat. Ich muste mich durch die Thuillerien retten.

Die Herzogin von Montpensier. Er hatte sich gleichwol, durch Vermittelung der Königin Mutter, mit euch ausgesöhnet. Man sagt, ihr hättet mit einander das heilige Abendmahl empfangen, und eine Hostie gebrochen, mit der Betheuerung, ihm nichts zu leyd zu thun.

Henrich der *III.* Meine Feinde haben viel böses von mir gesprochen, das darum nicht bewiesen ist, nur um destomehr Ansehen der Zusammenverbindung zu geben; allein, dem sey, wie ihm wolle, ich konte nicht mehr König seyn, ohne meinen Bruder aus dem Weg zu räumen.

Die Herzogin von Montpensier. Wie, ihr kontet nicht mehr König seyn, ohne zu betrügen und zu morden? Was sind das für Mittel, eure Macht zu behaupten! Zu was Ende unterzeichnet ihr die Vereinigung? Warum liesset ihr solche von jederman zu Blois unterzeichnen? Ihr hättet euch beherzt widersetzen sollen; dieses wäre die rechte Art gewesen, ein König zu seyn. Wer als ein König herrschen will, der muß auch wissen standhaft bey guten Rathschlüssen zu beharren, und sich gehorsamen zu machen.

Henrich der *III.* Ich muste doch gleichwol die Gewalt mit List und Staats-Klugheit zu unterstützen suchen.

Die Herzogin von Montpensier. Ihr woltet die Hugenotten und die Catholicken schonen, und machtet euch folglich so wohl bey den einen als andern verächtlich.

Hen-

Henrich der *III.* Nein, ich schonte der Hugenotten mit nichten.

Die Herzogin von Montpensier. Die Zusammenkünfte, welche die Königin mit ihnen hielte, und die Sorgfalt, die ihr hattet, ihnen jedesmal zu schmeicheln, wenn ihr, durch sie, die Parthey der Unionisten schwächen woltet, machten euch bey allen Catholicken verdächtig.

Henrich der *III.* Doch zeigte ich ja genugsam, daß ich alles thate, was ich nur konte, um meinen Eifer für die Religion zu bezeigen.

Die Herzogin von Montpensier. O ja! ihr machtet tausenderley lächerliche Grimassen, die wieder durch andere lächerliche Dinge widersprochen wurden. Auf den Fasten-Dienstag vermasket herum schwermen, und darauf den Ascher-Mittwoch im Sacke, als ein bußfertiger Sünder, mit einer grossen Ruthe sich zeigen; dabey einen Eln langen Rosen-Cranz am Gürtel haben, dessen Körner kleine Todten-Köpfe vorstelten; und zu gleicher Zeit einen Korb voll kleiner Wachtel-Hunden, die euch jährlich hundert tausend Thaler zu unterhalten kosteten, mit einem Band an eurem Halse hängen haben; Brüderschaften aufrichten, Gelübde thun, Wallfahrten gehen, Capellen bauen, sein Leben eines Theils mit Closter-Leuten, Bettel-München und Muschel-Brüdern, die man aus Spanien kommen läst; andern Theils aber mit allerhand infamen Günstlingen zubringen; Bilderger ausschneiden und aufkleben, und dabey sich zugleich in die Curiositäten der Zauberey, der Freygeisterey und der Machiavellistischen Politic einlassen. Ferner, als ein Weib gekleidet, nach dem Ringel

rennen,

rennen, mit euren Günstlingen Mahlzeiten halten, wo ihr euch durch nackte Weibs-Bilder mit fliegenden Haaren bedienen liesset; darauf wieder andächtig sich gebehrden, die Clausen und Einsiedeleyen besuchen ꝛc. Welche närrische Verwirrungen! Auch sagt man, daß euer Leib-Arzt Miron sich nichts anders von euch vorgestellet habe, als euer schwarzes Geblüte, das solche wunderliche Thorheiten bey euch verursachte, würde euch entweder bald das Leben kosten, oder wahnsinnig machen *.

Henrich der *III.* Alles dieses war nöthig, um die Gemüther nicht aufzubringen: denen Wohllüstigen gab ich allerhand Lustbarkeiten, und denen Andächtigen Gelegenheit zur Andacht, um auf diese Weise sie beyde zu gewinnen.

Die Herzogin von Montpensier. Ihr habt sie recht schön gewonnen; und man hatte wohl Ursach zu sagen, daß ihr zu nichts taugtet, als euch die Platte scheren zu lassen und ein Münch zu werden.

Henrich der *III.* Ich hab die Schere noch nicht vergessen, die ihr jederman zeigtet, sagende, daß ihr mich damit scheren woltet.

Die Herzogin von Montpensier. Ihr habt mich genugsam beleidiget, um diese Beschimpfung zu verdienen.

* Diese lebhafte Abschilderung Königs Heinrichs des III. ist nach der Natur, und um so viel weniger verdächtig, weil sie selbst ein Catholicke verfertiget hat; nur ist hier zu verwundern, wie ein vernünftiges Volck, einen solchen wahnwitzigen Tyrannen als seinen König hat ehren können.

Henrich der *III.* Was aber solt ich thun? Man muste jede Parthey zu schonen suchen.

Die Herzogin von Montpensier. Dieses heisset nicht, sie schonen, wenn man auf allen Seiten nichts als Schwachheit, Verstellung und Heucheley zeiget.

Henrich der *III.* Ein jeder redet, wie es ihm gut dünckt. Allein man braucht viele Leute, wenn man so viele Menschen bereit siehet, sich zu empören.

Die Herzogin von Montpensier. Sehet den König von Navarra, euren Vetter. Ihr habt euer Reich ganz ruhig gefunden, und ihr habt es ganz im Feuer, in einem grausamen innerlichen Krieg gelassen. Er im Gegentheil unterwirft sich das ganze Reich, das ihn nicht erkennen wolte, ohne Verstellung, ohne Blutvergiessen, und ohne Heucheley. Er wuste die Hugenotten zu seinem Vortheil zu erhalten: indem er von ihrer Religion abgieng *. Er hat alle Catholicken in seine Parthey gezogen, und die so mächtige Lige zerstreuet. Suchet euch nicht zu entschuldigen, alle Sachen gelten nur so viel als man sie gelten macht.

* Die Hugenotten waren dem ungeacht damit nicht vergnüget: ein jedes Volck will gern einen Herrn von seiner Religion haben; allein die Religion der Grosen richtet sich insgemein nach der gegenwärtigen Welt. Diese ist auch dafür erkentlich und machet sie zu ihren Herren.

Das

Das XIV. Gespräch.

Henrich III. und Henrich IV.

Unterscheid zwischen einem König, der sich durch Grausamkeit und Arglist fürchten und hassen macht, und zwischen einem andern, der sich durch seine Aufrichtigkeit und Grosmuth lieben macht.

Henrich *III.*

O mein armer Vetter! Ihr seyd endlich durch ein gleichmäßiges Schicksal, wie ich, umkommen.

Henrich *IV.* Mein Tod war wohl so blutig als der eurige. Ihr wurdet aber von keinem Menschen beklaget, als von euren Günstlingen; in Betrachtung der unzehlbaren Güter, womit ihr sie auf eine verschwenderische Art überschüttet hattet. Mich im Gegentheil hat ganz Franckreich, als einen Vater von allen Familien, beweinet. Man wird mich in künftigen Zeiten noch als ein Muster eines guten und weisen Königs vorstellen. Ich habe angefangen, dem Königreich die Ruhe, den Uberfluß und die gute Ordnung zu geben.

Henrich *III.* Als ich zu S. Clou ermordet wurde, hatte ich schon die Liga zu Boden gerichtet. Paris war bereit, sich zu ergeben: Ich würde bald meine Macht wieder hergestellt gesehen haben.

Henrich *IV.* Durch welches Mittel aber hättet ihr euren Ruhm, welcher dermassen geschwärzet war, wieder herstellen können? Man hielt euch für einen Bösewicht, für einen Heuchler, und für einen gottlosen, weibischen und ausgelassenen

Menschen. Wenn es einmal heißt, daß man weder Treu noch Glauben hält, so hat man niemal keine ruhige und sichere Gewalt zu hoffen. Ihr habt euch von denen beyden Guisen zu Blois befreyet. Ihr kontet euch aber dadurch nicht von allen denenjenigen frey machen, die vor euren Bubenstücken einen Abscheu trugen.

Henrich *III.* Ha! wisset ihr nicht, daß in der Kunst, sich zu verstellen, die rechte Kunst zu regieren bestehet?

Henrich *IV.* Sehet da die schöne Regeln, welche Duguast und einige andere euch beygebracht haben. Der Abt von Elbene und die übrige Italiäner hatten euch die Politic des Machiavels in Kopf gesetzt. Die Königin, eure Mutter, hatte euch in dergleichen Meynungen erzogen; allein, sie hatte gros Ursach, es zu bereuen; sie empfieng, was sie verdiente: sie hatte euch gelehrt ein Unmensch zu seyn. Ihr waret solches gegen sie selbst.

Henrich *III.* Allein, wie kan man wohl aufrichtig handeln, und sich denen Menschen vertrauen? Sie sind alle voller Verstellung und Falschheit.

Henrich *IV.* Ihr glaubet solches, weil ihr niemals ehrliche Leute gesehen habt: ihr meynet, es gäben keine in der Welt; allein ihr suchtet sie nicht; ihr flohet vor ihnen, und sie flohen vor euch: sie waren euch verdächtig und verdrießlich. Ihr suchtet nur lauter solche Bösewichter, die euch neue Kurzweile angaben, die keinen Abscheu vor den verdamlichsten Lastern hatten, und bey welchen euch nichts an die Religion, noch an die Verletzung der Ehre konte dencken machen. Bey solchen Sitten hütet

man

man sich, sehr redliche Leute zu suchen; Ich meines Orts habe dergleichen gefunden, und habe mich ihrer auch in dem Cabinet, in ausländischen Geschäften und in verschiedenen Aemtern wohl zu bedienen wissen, z. E. Sylli, Jeannin, Ossat 2c.

Henrich *III*. Wenn man euch reden höret, solte man meynen, ihr wäret ein Cato. Eure Jugend ist gleichwol so ausschweiffend wie die meinige gewesen.

Henrich *IV*. Es ist wahr, meine schändliche Liebe für die Weibsbilder ist mit nichten zu entschuldigen. Allein, ich war doch in allen meinen Unordnungen weder betrügerisch, noch boshaftig, noch gottlos. Ich bin nur allein schwach gewesen; die Widerwärtigkeiten haben mir treflich geholfen. Dann ich war von Natur träge und denen Wohllüsten ergeben. Wär ich ein gebohrner König gewesen, so hätte ich vielleicht meinen Thron beschimpffet; allein ich muste, um mein Unglück zu besiegen, und mein Reich zu gewinnen, mich über mich selbst hinaus setzen.

Henrich *III*. Wie viele schöne Gelegenheiten habt ihr unterdessen verlohren, eure Feinde zu überwinden, mittlerweile ihr eure Zeit auf dem Ufer der Garonne damit zubrachtet, eure Seufzer noch nach der Gräfin von Guiche zu schicken? Ihr waret wie der Hercules, da er bey der Amphale am Rocken saß.

Henrich *IV*. Ich kan es nicht läugnen; allein Coutras, Yvri, Arques, Französisch Brunn, machen solches ein wenig wieder gut = = =

Henrich *III*. Hab ich nicht die Schlachten bey Jarnac und Moncontur gewonnen?

Henrich *IV.* Ja; allein der König Henrich III. erfüllte schlecht die Hofnung, die man von ihm, als Herzog von Anjou, sich gemacht hatte. Henrich der IV. im Gegentheil war besser als der König von Navarra.

Henrich *III.* Meynet ihr dann, ich hätte nichts gehöret von der Herzogin von Beaufort, von der Marggräfin von Verneuil, von der . . Doch ich kan sie nicht alle zehlen, so viele waren ihrer gewesen.

Henrich *IV.* Ich läugne keine, und muß mich hier schuldig geben. Allein, ich habe mich so wohl lieben als fürchten gemacht. Ich habe diejenige grausame Politic verfluchet, davon ihr so vergiftet waret, und welche euch alles Unglück hat über den Halß gezogen. Den Krieg habe ich mit Nachdruck geführet. Ausserhalb hab ich einen dauerhaften Frieden geschlossen; inwendig hab ich den Staat in Ordnung gebracht, und dessen Macht befestiget. Ich habe die Grosen, ja so gar die frechste Günstlinge zur Beobachtung ihrer Schuldigkeit angewiesen. Dieses alles ohne Meuchelmord, ohne Ungerechtigkeit: dann ich vertrauete ehrlichen Leuten, und suchte darinn meine Ehre, das Volck glücklich zu machen*.

* Dieses ist ein würdiges Exempel eines grosen Monarchen. So bündig auch immer die herrlichste Gründe der Sitten-Lehre und der Staats-Kunst mögen vorgetragen werden, so geben sie doch denen Gemüthern der Menschen noch lang den Eindruck nicht, als die würckliche Begebenheiten groser Regenten. Hier sind die Lehren überzeugend, weil sie ihren Beweis mit sich führen.

Das XV. Gespräch.

Henrich IV.

und

der Herzog von Mayenne.

Die Widerwärtigkeiten machen grose Helden und gute Könige.

Henrich *IV.*

Mein Vetter, ich habe alles vergangene vergessen, und bin erfreuet, euch zu sehen.

Der Herzog von Mayenne. Ihr seyd allzu gütig, Sire, meine Fehler zu vergessen, es ist nichts, das ich nicht thun wolte, um das Andencken davon zu vertilgen.

Henrich *IV.* Laßt uns mit einander in diesem Gang, zwischen denen zweyen Canälen, spatzieren gehen, und auf diesem Spatziergang von Geschäften reden.

Der Herzog von Mayenne. Ich werde euer Majestät mit Freuden folgen.

Henrich *IV.* Wohlan, mein Vetter, ich bin nun nicht mehr der arme Bearner, den man aus dem Königreich hat wollen jagen. Denckt ihr noch an die Zeit, da wir zu Arques waren; und da ihr nach Paris schriebet, ihr hättet mich bis an die äusserste Gränzen des Meers getrieben, also daß ich mich würde hinein stürzen müssen, um mich zu retten.

Der Herzog von Mayenne. Es ist wahr; al-

allein es ist auch wahr, daß ihr euch auf den äussersten Punct gebracht sahet, dem Glück, das euch übel wolte, zu weichen; und daß ihr würdet den Endschluß ergriffen haben, euch nach Engelland zu begeben, wo Biron euch nicht die Folgen davon vor Augen gestellet hätte.

Henrich *IV.* Ihr redet offenherzig, mein Vetter, und ich nehm es euch nicht übel, gehet, fürchtet nichts, und saget mir alles, was ihr auf dem Herzen habt.

Der Herzog von Mayenne. Ich habe aber vielleicht schon zu viel gesagt; die Könige wollen nicht, daß man die Sachen bey ihrem Nahmen nennen soll. Sie sind an die Schmeicheley gewohnt; sie machen daraus einen Theil ihrer Hoheit. Die aufrichtige Freyheit, mit welcher man mit anderen Menschen spricht, beleidiget sie; sie wollen nicht, daß man den Mund öfnen soll, als um sie zu loben und zu bewundern. Sie lassen nicht mit sich umgehen, als ob sie Menschen wären. Man muß sagen, daß sie immerfort und allenthalben Helden sind.

Henrich *IV.* Ihr sprecht davon so gelehrt, daß es wohl scheinet, die Erfahrung habe euch unterwiesen. Auf diese Weise hat man euch geschmeichelt und vergöttert, da ihr König von Paris waret.

Der Herzog von Mayenne. Es ist wahr, daß man mich mit vielen eitlen Lobsprüchen unterhalten hat, welche mir mit falscher Hofnung schmeichelten, und mich grose Fehler begehen machten.

Henrich *IV.* Was mich betrift, so hat mir das Unglück zur Unterweisung gedienet: dergleichen

chen Lectionen sind rauh; aber sie sind gut, und es wird mir Zeitlebens davon so viel übrig bleiben, daß ich mir leichter, als ein anderer, meine Wahrheiten sagen lasse. Saget mir also solche, mein wehrter Vetter, wann ihr mich liebet.

Der Herzog von Mayenne. Unser ganzer Betrug kam allein daher, daß wir unsere Rechnung nach derjenigen Meynung machten, die wir von eurer Jugend gefaßt hatten; wir wußten, daß die Weibs-Leute allenthalben euch unterhielten; daß die Gräfin von Guiche euch alle Vortheile von der Schlacht bey Coutras verliehren machte; daß ihr über euren Vetter, den Prinzen von Conde, eifersüchtig waret, welcher schien standhafter und ernstlicher, als ihr, der wichtigsten Geschäften sich anzunehmen, und dabey einen guten Verstand und eine grose Tugend zeigte; wir hielten euch für einen weibischen und verzärtelten Menschen, den die Königin Mutter, durch tausenderley Liebes-Verwickelungen, am Seil herum führte; der zur Zeit von S. Bartholome alles thate, was man von ihm verlangte, um die Religion zu verändern; und der sich nachgehends bey der Zusammenverschwörung zu Mole allem demjenigen unterwarf, was der Hof wolte. Kurz, wir hoften gut mit euch zu recht zu kommen; allein wahrhaftig, Sire, ich kan nicht mehr: ich schwitze, und bin ganz aus dem Odem. Eure Majestät ist so mager und so leicht, als ich dick und schwer bin. Ich kan nicht mehr nachkommen.

Henrich IV. Es ist wahr, mein Vetter, ich habe mir eine Freude gemacht, euch zu ermüden; allein das ist auch das einzige Ubel, welches ich euch

Lebens-lang thun werde. Vollführet, was ihr angefangen habt.

Der Herzog von Mayenne. Ihr habt uns in grose Verwunderung gesezt, da wir sahen, daß ihr Tag und Nacht zu Pferd waret, und mit unglaublichem Muth und Fleiß zu Cahors, zu Lause in Gasconien, zu Arques in der Normandie, zu Yvry, vor Paris, zu Arnay-le-Duc und zu Französisch Brunn die gröste Thaten verrichtetet. Ihr habt wissen das Vertrauen der Catholicken zu gewinnen, ohne die Hugenotten zu verliehren; ihr habt wissen geschickte Leute, welche eures Vertrauens würdig waren, zu denen Geschäften auszusuchen. Ihr habt sie um Rath gefragt, ohne dabey eifersüchtig zu seyn, und habt wissen ihre Rathschläge euch zu Nutz zu machen, ohne euch von ihnen regieren zu lassen. Ihr seyd uns in allem zuvor gekommen: Ihr seyd ein ganz anderer Mensch worden, standhaft, wacker, geschäftig und ganz, wie ihr seyn soltet.

Henrich *IV*. Ich sehe wohl, daß diejenige freye Wahrheiten, die ihr mir sagen soltet, sich in Lobsprüche verwandeln; allein, ihr müsset wieder dahin zurück kommen, wovon ich eben jetzo mit euch sprach, und welches darinn bestehet, daß ich alles meinen Widerwärtigkeiten zu dancken habe. Wenn ich mich sogleich ohne Anstand auf dem Thron gesehen hätte, umringet mit lauter Pracht, und Herrlichkeit, und Schmeicheleyen, so würde ich ganz gewiß in denen Wohllüsten eingeschlafen seyn; meine Natur war zur Weichlichkeit geneigt; allein da ich erkante, was einander entgegen war, und wie viel Schaden ich mir durch meine Schwachheiten zuziehen

hen würde, suchte ich mich zu überwinden und zu verbessern; dabey guten Rathschlägen zu folgen, meine Fehler mir zu Nutz zu machen, und in alle Geschäfte selbst einzugehen. Sehet, auf diese Weise können die Menschen sich zurecht bringen, und eine gewisse Fähigkeit erlangen.

Das XVI. Gespräch.

Henrich XVI. und Sixtus V.

Grose Leute haben Hochachtung für einander, obgleich ihre Sachen einander entgegen sind.

Sixtus *V.*

Es ist schon lang, daß ich begierig bin, euch zu sehen. Da wir uns beyde noch in guter Gesundheit befanden, war solches nicht wohl möglich. Die Mode, daß Päbste und Könige zusammen kamen, war zu unserer Zeit nicht mehr. Solches war gut für Leo X. und Franciscus I. die sich einandar zu Bologna sahen; und für Clemens VII. der eben diesen König zu Marseille, wegen der Heyrath der Catharina von Medicis, besuchte. Ich würde mich erfreuet haben, mit euch ebenfalls eine solche Zusammenkunft zu halten; allein, ich war nicht frey, und eure Religion erlaubte mir es nicht.

Henrich *XVI.* So seyd ihr also nicht mehr böse?

Der

Der Tod, wie ich sehe, hat euch wieder zur Vernunft gebracht. Bekennet die Wahrheit, ihr waret nicht so gesinnet zur Zeit, da ich noch der arme aus der Kirchen verbannte Bearner war.

Sixtus *V.* Soll ich euch ohne Verstellung sprechen: Ich glaubte anfänglich, man dürfte euch nur wacker in die Enge treiben. Ich hatte auf diese Art eurem Vorgänger genug zu thun gemacht; auch macht ich ihn genugsam bereuen, daß er sich unterstanden hatte, einen Cardinal von der heiligen Kirche umbringen zu lassen. Wenn er nur allein den Herzog von Guise hätte tödten lassen, so wär es ihm ehender hingegangen; allein den heiligen Purpur anzugreiffen, dieses war ein Verbrechen, so nicht konte vergeben werden*. Ich konte nichts weniger, als eine so vermessene That, die von so gefährlicher Folge war, gebührend ahnden. Es schien mir höchst wichtig, nach dem Tod eures Vetters, gegen euch gleiche Schärffe, als gegen ihn, zu gebrauchen; die Liga aufzubringen, und keinen Ketzer den Französischen Thron besteigen zu lassen; allein ich merckte bald, daß ihr über die Liga triumphiren würdet, und eure Herzhaftigkeit gab mir eine gute Meynung von euch. Es waren damals zwey Personen, deren Freund ich keineswegs mit Wohlstand seyn konte, und die ich gleichwol natürlicher Weise hochschätzen muste.

Hen-

* Wer solte meynen, daß dieses ein Erz-Bischof der römischen Kirche geschrieben habe? Allein, man dencke nicht, daß vernünftige Catholicken nicht auch die Fehler und Ausschweiffungen des Pabstthums einsehen solten. Der Christ weiß aller Orten Wahrheit, Aberglauben und Mißbräuche zu unterscheiden.

Henrich XVI. Wer waren dann diese beyde Personen, die das Glück hatten, euch zu gefallen.

Sixtus V. Ihr und die Königin von Engelland Elisabeth.

Henrich XVI. Was jene betrift, so verwundere ich mich nicht, daß sie nach eurem Sinn war. Dann erstlich war sie Pabst, so gut wie ihr; dann sie war das Haupt der englischen Kirche, und gewiß ein so stolzer Pabst, als ihr immermehr; sie wußte sich fürchten und die Köpfe fliegen zu machen. Dieses hat ihr sonder Zweiffel die Ehre eurer Gewogenheit zuwegen gebracht.

Sixtus V. Es hat solches nichts geschadet. Ich liebe herzhafte Leute, welche sich wissen von andern Meister zu machen*. Die Verdienste, die ich an euch wahrnahm, und die mich für euch eingenommen hatten, bestunden darinn, daß ihr die Liga wacker zu Paaren triebet, des Adels schontet, und dabey die Catholicken und Hugenotten im gleichem Gewicht zu unterhalten wußtet. Ein Mann, der so viel weiß, der ist ein Mann, und ich veracht ihn nicht, wie seinen Vorfahren, der alles durch seine weibische Trägheit verlohr, und der sich durch nichts wieder zu helfen wußte, als durch seine Betrügereyen. Wenn ich wäre bey Leben geblieben, so hätte ich euch bey der Abschwörung empfangen, ohne euch lang warten zu lassen. Ich hätte euch einige kleine Streiche mit der Ruthen geben, und dabey euch erklären wollen, daß ihr die Crone des aller-

* Schöne Eigenschaften eines Pabstes, um die Herrschaft über die Menschen sich zuwegen zu bringen!

allerchristlichsten Königs der Freygebigkeit des heiligen Stuhls zu dancken hättet; und damit würde es gut gewesen seyn *.

Henrich *XVI.* Dieses hätte ich niemals angenommen; ich würde lieber den Krieg wieder von neuem angefangen haben.

Sixtus *V.* Ein solcher stolzer Muth gefällt mir an euch; allein aus Mangel, daß euch meine Nachfolger nicht genugsam unterstützeten, wurdet ihr so vielen Zusammenverschwörungen ausgesetzet, daß ihr endlich ums Leben kamet.

Henrich *XVI.* Es ist wahr; allein hat man eurer geschonet? Die Spanische Caball hat euch nicht besser tractiret, als mich. Stahl oder Gift, das ist wohl eins; allein, lasset uns zu der guten Königin gehen, die ihr so sehr liebet, sie hat länger und ruhiger regieret, als ihr und ich.

* Der Herr von Fenelon macht hier die Macht des Pabsts ziemlich lächerlich. Wie! daß dieser grose Geist nachmals selbst so weit verfiel, und demselben einen so blinden Gehorsam bezeigte, daß er seine eigne Schriften, die doch gut waren, auf Päbstlichen Befehl wiederrief, und darüber selbst ein Verbot in seinem eigenen Kirchspiel ergehen ließ? So erkennen wir oft gewisse Wahrheiten, wenn sie ausser uns sind; so bald sie aber in unser Glück, oder in unsere andere Absichten sich mit einflechten, und solchen entgegen scheinen, so erkennen wir sie nicht mehr.

Das

Das XVII. Gespräch.

Der Cardinal von Richelieu
und
der Cardinal Ximenes.

Tugend ist besser als Geburt.

Der Cardinal Ximenes.

Nunmehro da wir hier zusammen sind, so beschwör ich euch, mir zu sagen: Ob es wahr sey, daß ihr mir habt suchen nachzuahmen?

Der Cardinal von Richelieu. Nein. Ich war allzu eifersüchtig auf die rechte Ehre, als daß ich hätte mögen die Copey von einem andern seyn. Ich habe jederzeit einen sehr beherzten und mir gantz eigenen Caracter gezeiget.

Der Cardinal Ximenes. Ich habe mir sagen lassen, ihr hättet Rochelle, wie ich Oran, eingenommen: die Hugenotten entwafnet, wie ich die Mohren von Granada, um sie zu bekehren, übern Hauffen geworffen: die Wissenschaften geschützt: den Hochmuth der Grosen gedemüthiget: die Macht des Königs erhöhet: die Sorbonne, wie ich die Universität von Alcala de Hennare, gestiftet; und so gar auch die Gunst der Königin, Maria von Medices, genossen, wie ich durch diejenige der Königin Isabella von Castilien bin erhoben worden.

Der Cardinal von Richelieu. Es ist wahr; es findet sich allerdings unter uns einige Gleichheit, welche aber von der blosen Zufälligkeit herrühret;

dann ich habe mir niemal ein Muster vorgelegt. Ich bin zufrieden gewesen, die Sachen so abzuthun, wie die Zeit und Umstände mir solche, zur Ehre von Franckreich, an die Hand gaben. Zudem so war unser Stand auch sehr von einander unterschieden. Ich war bey Hof geboren und erzogen: Ich war Bischof zu Lucon und Staats-Secretarius. Ich hielte mich an die Königin und den Marschall von Ancre. Alles dieses hat nichts gemeines mit einem schlechten München, der erstlich im sechzigsten Jahr in die Welt tritt, und in die Geschäfte komt.

Der Cardinal von Ximenes. Nichts macht mir mehre Ehre, als daß ich so spät darinn bekannt wurde. Ich habe niemals durch herrschsüchtige Absichten mich leiten lassen. Ich machte mir keine andere Rechnung, als daß ich mein schon ziemlich weit gebrachtes Leben im Closter beschliessen würde; der Cardinal von Mendoza, Ertz-Bischof von Toledo, ernante mich zum Beicht-Vater der Königin; und die Königin, welche vor mich eingenommen war, machte mich zum Nachfolger dieses Cardinals, in Ansehung des Erz-Bißthums von Toledo, und zwar gegen den Willen des Königs, welcher darzu seinen Bastard machen wolte. Ich wurde darauf ihr vornehmster Rathgeber in allen ihren Verdrießlichkeiten, die sie mit dem König hatte. Ich unternahm die Bekehrung von Granada, nachdem Ferdinand solches erobert hatte. Die Königin starb. Ich sahe mich zwischen Ferdinand und seinem Schwieger-Sohn Philipp von Oesterreich. Ich leistete Ferdinand grose Dienste nach dem Tod des Philippus. Ich verschafte dem

Schwie-

Schwieger-Vater Macht und Ansehen. Ich verwaltete die Staats-Geschäfte mit Ernst und Nachdruck, wider der Grosen Danck und Willen. Ich eroberte Oran, welches ich in Person belagert hatte; ich regierte alles selbst, und hatte keinen König bey mir, der Theil daran nahm, wie ihr vor Rochelle und bey dem Paß zu Susa. Nach Ferdinands Tod wurd ich Regent in der Abwesenheit des jungen Prinzen Carls. Ich war derjenige, welcher die Communitäten von Spanien verhinderte, daß sie nicht in eine Empörung ausbrachen, wie sich solche nach meinem Tod äusserte. Ich machte, daß man den Hofmeister und die Bedienten des zweyten Infanten Ferdinands veränderte, welche ihn, zum Nachtheil seines älteren Bruders, wolten zum König machen. Endlich starb ich ruhig, nachdem ich all mein Ansehen, durch die listige Streiche der Niederländer, verlohren hatte, welche den König gegen mich einnahmen. In allen diesen Umständen hab ich nie keinen Schritt gethan, um mir das Glücke günstig zu machen; die Geschäften sind kommen, mich zu suchen, und ich habe dabey nichts anders, als das gemeine Beste zum Endzweck gehabt. Dieses ist weit rühmlicher, als bey Hof geboren zu seyn, und einen Ober-Aufseher und Ordens-Ritter zum Vater zu haben.

Der Cardinal von Richelieu. Die Geburt vermindert niemals den Wehrt groser Thaten.

Der Cardinal Ximenes. Mit nichten. Allein, weil ihr mich darzu bringet, so muß ich euch sagen, daß die Uneigennützigkeit und die Bescheidenheit mehr verdienen, als ein wenig Geburt.

Der Cardinal von Richelieu. Soltet ihr

wohl eure Regierung mit der meinigen vergleichen wollen? Habt ihr den Grund des Regiments von ganz Europa geåndert? Ich habe dasjenige Haus von Oesterreich, dem ihr gedienet habt, herunter gebracht*; einen siegenden König von Schweden mitten in Teutschland geleitet; Catalonien empöret; das Königreich Portugall, welches die Spanier sich zugeeignet hatten, wieder aufgerichtet; die Christenheit mit meinen Rathschlägen und Handlungen erfüllet . . .

Der Cardinal Ximenes. Ich bekenne, daß ich meine Handlungen mit denen eurigen nicht vergleichen darf; allein ich habe gleichwol die allerschwereste Sachen in Castilien mit Standhaftigkeit durchgetrieben, und dieses ohne Eigennutz, ohne Ruhmsucht, ohne Schwachheit. Sagt auch so viel von euch, wann ihr könt.

* Nicht so sehr, daß es nicht noch beständig dem Haus Bourbon ein Dorn in den Augen wäre. Wolte Gott! diese unselige Eifersucht mögte zur Ruh von Europa einmal ein Ende nehmen, und beyde hohe Häuser ihren Ruhm nicht in ihrer Gröse, sondern in der Wohlfahrt ihrer Völcker suchen. Allein, wenn GOtt die Länder heimsuchen will, so müssen die Könige darzu ihren Arm leihen.

Sie strafen nur die Welt, dem Himmel Recht zu schaffen.

Das

Das XVIII. Gespräch.
Der Cardinal von Richelieu und der Canzler von Oxenstiern.

Unterscheid zwischen einem Staats-Minister, der alles aus Ruhmsucht und Hochmuth thut; und einem andern, der durch die Liebe des Vaterlands beweget wird.

Der Cardinal von Richelieu.

Seit meinem Tod hat man keinen Staats-Minister in Europa gesehen, der mir gleich kommen solte.

Der Canzler von Oxenstiern. Nein, keiner hat noch eine so grose Gewalt gehabt.

Der Cardinal von Richelieu. Dieses ists nicht, was ich sage: Ich spreche von der natürlichen Fähigkeit zu regieren; und, ich kan von mir ohne Eitelkeit sagen, was ich von einem andern sagen würde, der an meiner Stelle wäre, daß ich nichts hinterlassen habe, so mir könte verglichen werden.

Der Canzler von Oxenstiern. O wann ihr so sprechet, so besinnet euch; daß ich weder ein Kaufmann, noch ein Bauer war, und daß ich mich in die politische Händel ja so wohl, als ein anderer zu schicken wußte.

Der Caedinal von Richelieu. Ihr! Es ist wahr, daß ihr habt einige Rathschläge eurem König gegeben; alleine derselbe hatte nichts unternom-

men, als nach denen Tractaten, die er mit Franckreich, das ist, mit mir gemacht hatte.

Der Canzler von Oxenstiern. Das ist wahr; allein ich hab ihn darzu bewogen, diese Tractaten einzugehen.

Der Cardinal von Richelieu. Ich war von allem, was vorgieng, durch den Pater Joseph unterrichtet. Ich nahm meine Rathschläge nach denen Umständen, welche Charnasse in der Nähe beobachtet hatte.

Der Canzler von Oxenstiern. Euer Pater Joseph war ein fantastischer Münch. Was den Charnasse betrift, so war derselbe ein geschickter Staats-Mann; allein, ohne mich würde niemals nichts zu Stande kommen seyn. Der grose Gustav, dem es an allem mangelte, hatte Anfangs das Französische Geld vonnöthen; allein er schlug hernach die Bayern und die Kayserlichen; Er half in ganz Teutschland denen Protestanten wieder empor. Wenn er in der Schlacht bey Lützen nicht wär ums Leben gekommen, so würde er Franckreich, welches über den schnellen Fortgang seiner Waffen furchtsam war, selbst noch zu thun gemacht haben: denn er wäre der mächtigste unter denen Europäischen Königen worden. Ihr bereuetet es schon, aber zu spät, daß ihr ihm beygestanden habt: man hatte euch auch so gar im Verdacht, daß ihr schuldig an seinem Tod wäret.

Der Cardinal von Richelieu. Ich bin daran so unschuldig, wie ihr.

Der Cardinal von Oxenstiern. Ich will es glauben; gleichwol war es etwas verdrießliches für euch, daß niemand zu rechter Zeit, wie es euer

Vor-

Vortheil war, mit Tod abgieng, daß man nicht alsobald glaubte, ihr wäret die Ursach seines Todtes. Dieser Argwohn kam nur von der Idee, die ihr von dem Grund eurer Aufführung von euch gegeben hattet, da ihr, ohne euch ein Gewissen daraus zu machen, das Leben der Menschen eurer Hoheit pflegtet aufopfern.

Der Cardinal von Richelieu. Diese Politic ist in gewissen Fällen nöthig.

Der Canzler von Oxenstiern. Ehrliche Leute werden euch dieses nimmer zugeben.

Der Cardinal von Richelieu. Hieran habt ihr gleichwol so wenig gezweiffelt, wie ich auch; Jedoch was habt ihr dann endlich so groses in Europa gethan, daß ihr euer Ministerium mit dem meinigen vergleichen wollet? Ihr seyd der Rath eines kleinen barbarischen Königes gewesen: eines Gothen, der ein Haupt von Banditen war*, und welcher seine Besoldung von dem König in Franckreich empfieng, dessen Minister ich war.

Der Canzler von Oxenstiern. Mein König hatte zwar keine Crone, die derjenigen eures Herrn gleich kam; allein, dieses macht Gustaven und mir desto mehr Ehre. Wir sind aus einem wilden und

* Diese Redens-Arten: **Barbarischer König; Haupt von Banditen**, klingen zu hart; so verächtlich auch sonst die Franzosen gewohnet sind von andern, besonders denen Nordischen Völckern, zu sprechen, so ist doch nicht zu vermuthen, daß Richelieu so unwürdig von denen Schweden solte gedacht haben; welche schon damals, als Henrich der III. auf dem Pohlnischen Thron saß, ein so polirtes Volck, als immer diese ihre Nachbarn, die Pöhlen, waren.

unfruchtbaren Lande kommen, ohne Truppen, ohne Geschütz, ohne Geld. Wir haben unsere Soldaten discipliniret, ihnen geschickte Befehlshaber gegeben, die siegreiche Heere der Kayserlichen überwunden, die Gestalt von Europa verändert, und solche Generalen hinterlassen, die, nach euch, allen grosen Leuten die Kunst, Kriege zu führen, lernten.

Der Cardinal von Richelieu. Es ist viel wahres in dem, was ihr saget. Man solte aber meynen, wenn man euch so reden höret, ihr wäret noch ein gröserer Held als Gustavus selber gewesen.

Der Canzler von Oxenstiern. Ich war nicht so gros, wie er; allein, ich verstunde den Krieg wohl. Ich gab solches nach dem Tod meines Herrn gnugsam zu erkennen.

Der Cardinal von Richelieu. Hattet ihr nicht Tortenson, Bannier und den Herzog von Weimar, auf welchen alles ankam.

Der Canzler von Oxenstiern. Ich war nicht allein beschäftiget mit denen Handlungen, welche die Bunds-Verwandten betraffen, sondern ich wohnte auch jederzeit dem Kriegs-Rath mit bey, und diese grose Männer werden euch sagen, daß ich den grösten Antheil an allen ihren schönen Feldzügen hatte.

Der Cardinal von Richelieu. Ihr werdet wohl damals mit im Kriegs-Rath gewesen seyn, da die Schlacht bey Nördlingen verlohren gieng, welche die Bunds-Verwandschaft niederschlug.

Der Canzler von Oxenstiern. Ich war im Kriegs-Rath; allein lasset euch den Herzog von

Weimar Nachricht von dieser Schlacht geben, die er verloren hat. Ich unterstützte dabey denjenigen Theil, der muthloß war. Die schwedische Armee blieb, als Fremde, in einem Land, wo sie durch meine Mittel erhalten wurde. Ich war derjenige, der durch seine Sorgfalt einen kleinen eroberten Staat formirte, den der Herzog von Weimar, wo er wäre leben geblieben, erhalten hätte; und den ihr, nach seinem Tod, auf eine unwürdige Art habt eingenommen. Ihr habt mich in Franckreich gesehen, um Hülfe für meine Nation zu suchen; ohne mich um eure Hoheit zu bekümmern, die dem Interesse eures Herrn so schädlich war. Dieses zeiget, daß ich mehr Bescheidenheit und Eifer für mein Vaterland hatte, als ihr. Ihr habt euch bey eurer Nation verhaßt gemacht. Ich machte im Gegentheil die Lust und die Ehre der meinigen. Ich bin wieder in die rauhe Felsen, daraus ich kommen war, zurück gekehret*. Ich bin daselbst ruhig gestorben, und ganz Europa ist so wohl mit meinem Ruhm erfüllet, als mit dem eurigen. Ich habe weder eure Würden, noch eure Reichthümer, noch eure Macht, noch eure Poeten, noch eure Redner, um mir zu schmeicheln, gehabt. Ich habe weiter nichts für mich, als die gute Meynung der Schweden, und diejenige aller vernünftigen Leute, welche die Geschichten und Welt-Handlungen lesen.

* Dieses ist eine fürchterliche Abschilderung von Schweden. Wenn man Stockholm nebst denen vielen umher liegenden Schlössern und Lust-Häusern siehet, solte man nicht fragen, warum Orenstiern dann nur in die rauhe Felsen zurück gekehret sey: denn Stockholm war schon damals eine schöne Stadt.

sen. Ich habe, nach meiner Religion, gegen die Kayserlichen gestritten, welche Catholisch waren, und welche seit der Prager Schlacht ganz Teutschland tyrannisirten*. Ihr habt, als ein böser Pfaffe, durch uns die Protestanten erhoben, und die Catholicken in Teutschland zu Schanden gemacht. Es ist leicht, von euch und von mir ein Urtheil zu fällen.

Der Cardinal von Richelieu. Ich konte diese Widrigkeit nicht wohl vermeiden, wann ich nicht ganz Europa in denen Fesseln des Hauses von Oesterreich sehen wolte, als welches nach einer Universal-Monarchie seine Absichten gerichtet hatte **; doch, ich kan mit allem dem mich des lachens nicht enthalten, einen Canzler zu sehen, der sich für einen grosen Kriegs-Helden ausgiebt.

Der Canzler von Oxenstiern. Ich gebe mich für keinen grosen Kriegs-Helden, sondern nur für einen solchen Mann aus, welcher den Krieg verstanden, und in dem Kriegs-Rath denen Generalen nützliche Rathschläge ertheilet hatte. Ich überlasse euch die Ehre, daß ihr bey dem Paß zu Susa bewafnet in Cavalliers-Kleidern zu Pferd erschienen

* Welches Zeugnis von einem Catholicken und von einem Franzosen?

** So närrisch damals dergleichen Anschläge für das Haus Oesterreich waren; so närrisch und noch närrischer lassen solche für Franckreich. Gleichwol ist Richelieu selbst davon der erste Baumeister gewesen, der davon den Plan entworffen hat. Ein Plan, welcher nun seit hundert Jahren die Welt beunruhiget, und besonders zu unsern Tagen ganz Europa mit Krieges-Flammen überziehet.

nen seyd. Man sagt auch so gar, daß ihr euch in Richelieu zu Pferd mit einem Cüraß, einer Scherfe und mit einem Commando-Stab in der Hand, hättet abmahlen lassen.

Der Cardinal von Richelieu. Ich kan eure Verweise nicht mehr dulden. Gehabt euch wohl.

Das XIX. Gespräch.

Der Cardinal von Richelieu und der Cardinal Mazarin.

Eigenschaften dieser beyden Staats-Minister. Unterscheid zwischen einer wahren und falschen Politic.

Der Cardinal von Richelieu.

Ey sehet da, Herr Julius; man sagt, ihr hättet nach mir Franckreich regieret. Wie habt ihr es gemacht? Habt ihr es dahin gebracht, und ganz Europa gegen das Haus von Oesterreich vereiniget? Habt ihr die Hugenotten übern Hauffen geschmissen, welche ich geschwächt habe? Endlich seyd ihr so glücklich gewesen, und habt die Grosen fein herunter gebracht?

Der Cardinal Mazarin. Ihr hattet alles dieses wohl angefangen; alleine ich hatte ganz andere Sachen aus einander zu setzen; Ich habe müssen eine Regentenschaft, mit welcher es sehr windig aussahe, unterstützen.

Der Cardinal von Richelieu. Ein König,

der auf nichts seine Gedancken richtet, und doch eifersüchtig über das Ministerium ist, so ihm dienet, der macht einem im Cabinet weit mehr zu schaffen, als die Schwachheit und die Verwirrung einer Regentenschaft. Ihr hattet eine Königin, welche ziemlich standhaftig war, und unter welcher die Geschäften leichter von statten giengen, als unter einem verdrieslichen König, der immer auf mich, durch einen neu-anwachsenden Günstling, erbittert war. Ein solcher Fürst regieret nicht selber, und lässet auch andere nicht regieren: Man muß ihm wider seinen Willen dienen; indem man aber dieses thut, setzet man täglich sein Leben in Gefahr. Mein Leben war bereits schon durch denjenigen, durch den ich war empor gekommen, unglückselig genug. Ihr wisset, daß unter allen Königen, welche die Belagerung von Rochelle suchten zu nichte zu machen, der König, mein Herr, mir selbst am meisten zu schaffen gab: Ich habe nicht unterlassen, denen Hugenotten einen tödlichen Stoß beyzubringen, als welche so viel sichere Plätze und so viele wichtige Häupter hatten. Ich brachte den Krieg bis in das innerste des Hauses von Oesterreich. Man wird niemals die Empörung der Catalonier vergessen. Es geschah mit einer unerforschlichen Heimlichkeit, daß Portugall sich in Stand setzte, das ungerechte Joch der Spanier vom Halse zu schütteln. Holland wurde durch unser Bündniß in einen langen Krieg, gegen eben diese Macht, unterstützet: Alle die Alliirten in Norden, im Reich und in Italien, waren an mich persönlich gebunden, als an einen Mann, der nicht fähig war, ihnen sein Wort zu brechen; In dem Königreich selbst sahen sich die

Gro-

Grosen zu ihrer Schuldigkeit angewiesen. Ich hatte sie Anfangs ganz widerspenstig gefunden: indem sie sich daraus eine Ehre machten, ohne Unterlaß gegen diejenige, welchen der König die Regierungs-Geschäfte anvertraute, sich aufzuwiegeln. Sie waren der Meynung, sie dürften dem König nicht weiter gehorsamen, als in so weit er sie darzu durch ihre eigne Ehrsucht zu verbinden, und ihnen damit zu schmeicheln wuste, daß er ihnen in ihren Provinzen, die sie zu regieren hatten, freye Hände ließ.

Der Cardinal Mazarin. Was mich anlangt, so war ich ein Fremdling; alles war gegen mich; ich hatte keine Hülfe, als in meinem eignen Fleiß; Ich fieng an, mich bey der Königin einzuschmeicheln. Ich wußte diejenige von ihr zu entfernen, die ihre Vertraute waren. Ich habe mich gegen die Factionen bey Hofe, gegen das mir gehäßige Parlament, und gegen die so genannte Fronde, welche durch einen kühnen Cardinal, der mein Glück beneidete, aufgebracht wurde, vertheidiget: Ja, ich muste es gegen einen Prinzen aufnehmen, der jährlich neue Lorbeer-Cränze erfochte, und der nur seinen grosen Ruhm und seine Siege darzu gebrauchte, um mich mit desto mehr Macht zu stürzen: Ich zerstreute so viele Feinde, ob ich gleich zweymal aus dem Königreich vertrieben wurde: Ich kehrte zweymal wieder zurück, und triumphirte auch so gar in meiner Abwesenheit. Ich war derjenige, der den Staat regierte: Ich trieb den Cardinal von Retz bis nach Rom. Ich brachte den Prinzen von Conde so weit, daß er sich muste nach Flandern retten. Endlich schloß ich einen Ruhm-

vollen Frieden, und hinterließ, da ich starb, einen jungen König, der im Stand war, ganz Europa Gesetze vorzuschreiben. Alles dieses geschah durch Witz, der fruchtbar war in Anschlägen und Ausführungen; durch meine Geschicklichkeit in denen Unterhandlungen; und durch die Kunst, die ich besaß, die Menschen jederzeit mit neuen Hofnungen abzuspeisen. Bemercket bey allem diesem, daß ich keinen Tropfen Blut habe vergiessen lassen.

Der Cardinal von Richelieu. Ihr nahmt euch wohl in Acht, keines zu vergiessen: ihr waret allzu schwach und allzu furchtsam*.

Der Cardinal Mazarin. Ich, furchtsam! Hab ich nicht die drey Prinzen nach Vincennes in gefängliche Verhaft bringen lassen. Der Prinz von Conde hatte Langeweile genug in seiner Gefangenschaft.

Der Cardinal von Richelieu. Ich wette, daß ihr nicht das Herz hattet, ihn im Gefängniß zu behalten, noch ihn wieder auf freyen Fuß zu setzen. Die Verwirrung, worinn ihr euch seinetwegen befandet, war die eigentliche Ursach, daß er so lang gefangen blieb; doch laßt uns zur Sache schreiten. Ich meines Orts habe Blut vergossen; solches war nöthig, um den Hochmuth der Grosen zu demüthigen, als welche immer droheten, sich zu empören. Es ist kein Wunder, daß ein Mann, der allen Höflingen und Kriegs-Bedienten ihre vorige Hoheit wie-

* Ist es nicht eine tolle Herzhaftigkeit, Menschen ums Leben zu bringen? Auf diese Weise wird der jenige für den tapfersten gepriesen, der sich am wenigsten scheuet, grausam und abscheulich zu seyn. Glückselige Furcht, die uns noch erinnert, daß wir Menschen sind.

wieder einräumte, niemand bey einer so schwachen Regierung hatte hinrichten lassen.

Der Cardinal Mazarin. Eine Regierung ist mit nichten deswegen für schwach zu schätzen, wenn sie zu ihrem Zweck durch Klugheit und Güte, ohne Grausamkeit, gelangen kan. Es ist besser ein Fuchs, als ein Löwe, oder Tieger zu seyn *.

Der Cardinal von Richelieu. Dieses ist keine Grausamkeit zu nennen, wenn man die Verbrecher strafet, deren böse Exempel andere würden nach sich ziehen. Dann indem die Straflosigkeit ohne Unterlaß innerliche Kriege nach sich ziehet, so würde sie die Macht des Königes vernichtiget, den Staat ruiniret, und das Blut, ich weiß nicht, von wie viel tausend Menschen gekostet haben; an statt, daß ich dadurch so wohl den Frieden als die Macht gegründet habe, da ich eine kleine Anzahl unruhiger Köpfe aufopferte. Uberdem, so hab ich niemals keine andere Feinde gehabt, als diejenige des Staats.

Der Cardinal Mazarin. Allein, ihr selbst hieltet euch in eigner Person für den Staat. Ihr waret der Meynung, daß man kein guter Franzos seyn könte, ohne in euren Diensten zu seyn.

Der Cardinal von Richelieu. Habt ihr des ersten Prinzens vom Geblüt geschonet, da ihr glaubtet, daß er gegen euer Interesse wär? Muste man nicht Mazarinisch seyn, wenn man bey Hof etwas

* Beyde Eigenschaften taugen nicht: grausam seyn ist unmenschlich, betrügen ist schelmisch. Die Redlichkeit hat so viel Weisheit und so viel Grosmuth, daß sie weder etwas von einem Fuchsen, noch von einem Tieger entlehnen darf.

etwas gelten wolte? Ich habe niemals den Argwohn und das Mißtrauen weiter getrieben, als ihr. Wir dieneten beyde dem Staat; indem wir aber ihm dieneten, wolten wir, so wohl ihr als ich, alleine herrschen. Ihr suchtet eure Feinde mit List und durch niederträchtige Kunststücke zu überwinden; Ich meines Orts schlug die meinige mit offenbarer Gewalt darnieder, und ich glaubte aufrichtig, daß sie nur deswegen mich zu stürzen suchten, um Francreich aufs neue in die vorige Noth und Verwirrung zu setzen, woraus ich solches mit so groser Mühe gerettet hatte: Endlich, so hab ich auch mein Wort gehalten; Ich war Freund und Feind, ohne Verstellung: Ich unterstüzte die Macht meines Herrn mit Tapferkeit und Ehre; Es hat nur an denenjenigen, die ich habe verfolgen müssen, selbsten gelegen, mit Gunst und Wohlthaten erfüllt zu seyn; Ich hab ihnen auf allerhand Art solche anbieten lassen, und bin ihnen gleichsam selbst entgegen gegangen: Ich liebte die Verdienste, und suchte sie, so bald ich sie erkannte, zu befördern. Ich wolte nur so viel, daß sie meine Regierung nicht solten stöhren, welches ich zur Aufnahme von Francreich nothwendig zu seyn glaubte. Wann sie dem König, ein jeder nach seiner Fähigkeit, hatten dienen und darüber sich nach meiner Einrichtung richten wollen, so hab ich sie für meine Freunde gehalten.

Der Cardinal Mazarin. Saget vielmehr, daß sie eure Knechte gewesen wären: Knechte, welche man in der That zwar wohl bezahlet hätte; allein, man muste sich unter einem Herrn schmiegen, der empfiendlich, gebietherisch, und nicht zu be-

sänftigen war, wenn man einmal seine Eifersucht aufgebracht hatte.

Der Cardinal von Richelieu. Wohlan, wenn ich auch zu eifersüchtig und zu gebietherisch würde gewesen seyn, so wär dieses, es ist wahr, ein groser Fehler gewesen; allein, wie viele Eigenschaften hatte ich nicht dargegen, die einen grosen Geist und eine erhabene Seele andeuten? Was euch, Herr Julius, betrift, ihr habt nur Feinigkeit und Geitz gezeiget; Ihr seyd mit denen Franzosen übler umgegangen, als wenn ihr hättet ihr Blut vergossen. Ihr habt den Grund ihrer Sitten verdorben: ihr habt die Redlichkeit altfränckisch und lächerlich gemacht. Ich habe nur den frechen Hochmuth der Grosen gedruckt; Ihr habt ihren Muth geschwächt, den Adel herunter gebracht, alle Stände unter einander verwirret, alle Gunst und Gaben verkäuflich gemacht: Ihr fürchtetet die Verdienste; man erlangte nicht eure Gewogenheit, als wenn man euch einen niederträchtigen Geist zeigte, der beugsam war, und sich zu allerhand heimlichen Practicken schickte. Ihr habt auch niemals keine rechte Erkentniß der Menschen gehabt. Ihr kontet nichts, als das böse glauben, und alles übrige war für euch nur eine blose Fabel. Es dienten für euch keine andere Gemüther, als die betrügerisch waren, welche diejenige hinters Licht führten, mit welchen ihr Geschäfte zu behandeln hattet, oder solche Traficanten, die euch wußten aus allem Geld zu machen. Auch bleibet euer Nahme veracht und verhaßt; da im Gegentheil der meinige, wie man mich dessen versichert, noch täglich bey der Französischen Nation mehr Ruhm und Ehre erwirbt.

Der Cardinal Mazarin. Ihr hattet edlere Neigungen, und waret auch ein wenig stolzer und hochmüthiger als ich; gleichwol hattet ihr auch etwas eitles und falsches. Ich meines Orts meidete diese wunderliche Grosheit und lächerliche Hoffart: Ihr hattet immer Poeten, Redner und Comedien-Spieler um euch; ja ihr waret selbst ein Poet, Redner und Mitbuhler des Corneille. Ihr machtet andächtige Bücher, ohne selbst andächtig zu seyn: Ihr mischtet euch in alle Profeßionen: Ihr woltet einen Galan abgeben, und in allen Dingen eine Vortreflichkeit zeigen. Ihr liesset euch von allen Bücher-Schreibern Weyhrauch streuen. Ist auch in der Sorbonne eine Thüre, oder eine Fenster-Scheibe, worinn ihr nicht euer Wappen habt setzen lassen?

Der Cardinal von Richelieu. Eure Satyre ist ziemlich beissend; sie ist aber nicht ohne Grund. Ich sehe wohl, daß die wahre Ehre, ein gewisses ruhmsüchtiges Wesen, welches von einem groben Hoffart herrühret, hätte vermeiden sollen, und daß man sich eben dadurch entehret, wenn man zu viel geehret seyn will; allein, ich liebte die Wissenschaften; ich erweckte einen Eifer unter denen Gelehrten, solche blühen zu machen. Was euch betrift, so hattet ihr niemalen keine Aufmercksamkeit, weder auf die Kirche, noch auf die Gelehrsamkeit, noch auf die Künste, noch auf die Tugend. Es ist demnach nicht zu verwundern, daß eine so verhaßte Auffühührung alle Grosen im Reich und alle rechtschaffene Leute gegen einen Fremdling aufgebracht hat.

Der Cardinal Mazarin. Ihr redet nur von eurer

eurer chimärischen Grosmüthigkeit; allein, um einen Staat wohl zu regieren, fraget man weder nach Großmuth, noch nach Redlichkeit, noch nach einem guten Herzen. Es gilt um einen witzigen Kopf, der voller Anschläge ist, dessen Absichten nicht zu ergründen sind, der nichts seinen Begierden, sondern alles dem Nutzen einräumet; der unerschöpflich an Mitteln ist, um sich zu helfen, und alle Schwierigkeiten zu überwinden.

Der Card. von Richelieu. Die wahre Regierungs-Kunst bestehet darinn, daß sie niemals nöthig hat, zum Betrug ihre Zuflucht zu nehmen, sondern daß sie jederzeit durch redliche Mittel ihre Absichten zu erreichen weiß. Es geschiehet nur aus Schwachheit, und wenn man den rechten Weg nicht kennet, daß man sich mit so vielerley Anschlägen verwirret, an statt daß man mit einer deutlichen und genauen Einsicht diejenige, welche die beste sind, wählen, mithin eines gegen das andere auf die Waagschalen legen, und abwiegen solte. Ein Kopf voller Anschläge zeiget weniger die Grösse und Stärcke eines Geistes, als den Mangel der Stärcke und des Urtheils, um wohl zu wählen, oder gute Rathschlüsse zu fassen. Die wahre Regierungs-Kunst bestehet darinn, daß man begreiffet, wie in die Länge nichts Bestand hält, und wie man deswegen die Geschäften zu einem glücklichen Endzweck lencken soll. Dieses ist der allgemeine Ruhm einer ächten Redlichkeit Ihr seyd beständig in Gefahr, wenn ihr niemand anders zu eurem Vortheil, als Betrüger, oder solche, die sich betrügen lassen, gebrauchen könnet; Allein, wenn man auf eure Redlichkeit kan

Staat machen, so trauen euch sowohl die Bösen, als die Guten. Eure Feinde fürchten sich vor euch. * Ihr habt euch im Gegentheil mit allen euren Protheischen Verwandelungen, weder lieben, noch ehren, noch fürchten machen können. Ich bekenne, ihr waret ein groser Comödiant, aber kein groser Mann.

Der Card. Mazarin. Ihr sprecht von mir, als ob ich ein Mann gewesen wär, der kein Herz gehabt hätte. Ich habe in Spanien gewiesen, als ich darinn die Waffen führte, daß ich mich vor dem Tod nicht fürchtete. Man hat es auch bey denen innerlichen Kriegen in Franckreich gesehen, daß ich darinn vieler Gefahr mich ausgesetzet habe. Was euch betrift, so weiß man, daß ihr euch vor eurem eignen Schatten gefürchtet, und immer euch eingebildet habt, als wäre unter eurem Bett ein Meuchelmörder verborgen, der euch den Dolg ins Herz stossen wolte. Doch muß man glauben, daß ihr dergleichen unnöthige Schrecken nur zu gewissen Stunden mögt gehabt haben.

Der Card. von Richelieu. Macht mich lächerlich, soviel ihr wollt. Ich werde euch meines Orts jederzeit über eure gute Eigenschaften Recht wiederfahren lassen. Ihr hattet im Krieg keinen Mangel an Tapferkeit; allein, ihr hattet gleichwohl kein Herz, keine Standhaftigkeit und keine Grosmuth in denen Staats-Geschäften. Ihr waret

* Wenig Worte, aber herrliche Wahrheiten. Wohl denen Fürsten und Staats-Räthen, die ihre ganze Politic auf diese einfältige, und alle Spitzfindigkeit übertreffende Regeln gründen.

waret nur biegsam aus Schwachheit, und weil es euch an zulänglichen und gewissen Gründen mangelte. Ihr hättet nicht soviel Herz, euch jemand im Angesicht zu widersetzen: dieses machte, daß ihr gar zu leicht etwas verspracht, und nachgehends durch hunderterley Verdrehungen der Worte wieder zunichte machtet. Dergleichen Verdrehungen waren gleichwol etwas sehr unanständiges und grobes; sie schüzten euch nur wegen dem grosen Ansehen, worinn ihr stundet; und einem ehrlichen Mann wär es lieber gewesen, ihr hättet ihm gerad aus gesagt: Ich habe Unrecht gehabt, euch etwas zu versprechen, und ich sehe mich nicht im Stand, solches zu halten. Dieses wäre besser gewesen, als daß ihr zu der Zurückziehung eures gegebenen Worts noch solche Pantalonaden fügtet, unglückliche Leute damit bey der Nase herumzuführen. Es ist nicht genug, in einer Schlacht seinen Muth zu zeigen, wenn man im Umgang zaghaftig ist. Viele grosse Herren, die mit Ehren hätten sterben können, haben sich durch ihre Weichlichkeit in denen täglichen Geschäften, wie die nichtswürdigste Menschen, zu Schanden gemacht.

Der Card. Mazarin. Es lässet sich leicht also reden, allein, wenn man so vielerley Leute befriedigen soll, so sucht man ihnen zu schmeicheln, so lang man kan. Man kan nicht allen Gnade austheilen, die wenigste wissen sich selbst hiebey zu bescheiden. Wenn man nun nichts anders ihnen zu geben hat, so muß man sie wohl mit leerer Hofnung abspeisen.

Der Cardinal von Richelieu. Ich geb es zu, daß man viele Leute muß hoffen lassen: dieses heisset auch nicht, sie betrügen: dann ein jeder kan nach seinem Rang seine Vergeltung finden, und öfters sich bey gewissen Gelegenheiten noch mehr empor bringen, als man solches sich von ihm eingebildet hätte. Will jemand sich mit einer ausschweifenden und lächerlichen Hofnung unterhalten, so ist es desto schlimmer für ihn. Ihr betrüget sie nicht, sie betrügen sich selbst, und können davon die Schuld auch niemand anders, als sich selber, beymessen; Allein, jemand etwas in dem Zimmer versprechen, darüber ihr hernach im Cabinet lachtet, solches ziemet sich gar nicht für einen ehrlichen Mann, und macht denen Staats-Geschäften einen sehr schlechten Ruhm. Ich, für mein Theil, habe die Macht des Königs zu erhalten und zu vergrössern gesucht, ohne mich solcher armseligen Mitteln zu bedienen. Die Sache ist klar, und ihr disputiret wider einen Mann, dessen Exempel allein zulänglich ist, eure Staats-Regeln übern Hauffen zu werfen.

Ende der Gespräche der Todten.

Samlung
Einiger
Fabeln,
zur
Unterweisung
des verstorbenen
Herzogs von Burgund
verfertiget.

Samlung einiger Fabeln,

Zur Unterweisung des verstorbenen Herzogs von Burgund verfertiget.

Die I. Fabel.

Die Geschichte des Aristonous.

Sophronimus, nachdem er der Güter seiner Vorfahren, durch Schifbruch und anderwärtige Unglücks-Fälle, war verlustig worden, tröstete sich darüber mit seiner Tugend in der Insel Delos. Er besang auf einer goldnen Leyer die Wunder desjenigen Gottes, welchen man allda verehrte. Er unterhielt sich mit denen Musen, welche ihn liebten: er untersuchte mit Fleiß alle Geheimnisse der Natur, den Lauf der Sterne und des Himmels, die Ordnung der Elementen und den Bau der Welt, welchen er mit einem Compaß pflegte abzumessen. Er betrachtete die Eigenschaft der Pflanzen, das Wesen der Thiere: Insbesondere aber war er beflissen, sich selbst zu erkennen, und seine Seele mit der Tugend auszuzieren. Auf solche Weise sah er sich von dem Glück, welches ihn hatte unterdrücken wollen, zur

wahren Ehre, die in der Weisheit bestehet, erhoben.

Da er nun so glücklich in dieser Einsamkeit ohne Güter lebte, erblickte er einsmahlen an dem Ufer des Meers einen ehrwürdigen Greisen, der ihm unbekant war. Dieser Fremdling war eben in dieser Insel an das Land gestiegen. Er bewunderte allhier die Ufer des Meers, weil er wußte, daß ehedessen diese Insel eine schwimmende Insel gewesen war; Er betrachtete diese Küste, wo über dem Sand und denen Klippen kleine Hügel hervor ragten, welche ein stets grünender Wasen mit Blumen bedeckte. Er konte sich nicht ersättigen, die reine Quellen und schnell abschiessende Bäche zu beschauen, welche diese herrliche Gegend durchwässerten. Er nahete sich zu denen geheiligten Haynen, welche den Tempel GOttes umringen. Er war erstaunet, allhier immer grünende Wipfel zu sehen, welche niemals die rauhe Nord-Winde entblätterten. Endlich heftete er seine Augen auf den Tempel, welcher aus purem Marmor von Paros, der weisser als der Schnee, auferbauet, und mit hohen Säulen von Jaspis umgeben ist. Sophronimus war nicht weniger aufmercksam, diesen Alten zu betrachten: dessen weisser Bart fiel ihm bis auf die Brust: sein mit Linien bestrichenes Angesicht hatte nichts ungestaltes; Man sah an ihm noch nichts von denen Mängeln eines baufälligen Alters. Seine Augen zeigten eine angenehme Lebhaftigkeit. Er war wohlgewachsen, und von einer majestätischen Länge; doch gieng er schon ein wenig gebogen, und stüzte sich auf einen Stab

von

von Helfenbein. Was suchet ihr, O Fremdling, in dieser Insel, redete Sophronimus denselben an, sie scheinet euch unbekant zu seyn? Ist es der Tempel GOttes? ihr sehet ihn hier von fernen, und ich erbiete mich, euch dahin zu begleiten; dann ich fürchte die Götter, und ich bin von demjenigen unterrichtet, was Jupiter will, daß man thun soll, um denen Fremden an die Hand zu gehen.

Ich nehme euer Ehrerbieten, antwortete der Alte, welches ihr mir mit Bezeugung so vieler Gütigkeit thut, zu Danck an. Ich bitte diese Götter, euch diese Liebe für die Fremde zu vergelten. Lasset uns zum Tempel gehen. Unterwegs erzehlte er dem Sophronimus die Ursache seiner Reise.

Ich nenne mich, sagt er, Aristonous, ich bin gebohren zu Elazomena, einer Stadt in Jonien, welche das beglückte Vaterland des Homerus war, und deren liebliches Gestade bis in das Meer reichet, und sich mit der Insel Chio gleichsam zu vereinigen suchet. Ich war von armen, obgleich adelichen Eltern gebohren; mein Vater Polystratus, der mit einer zahlreichen Familie belästiget war, wolte mich nicht gros ziehen; Er ließ mich durch einen seiner Freunden von Tros auslegen. Eine alte Frau von Erithrea, welche an dem Ort wohnete, wo ich ausgelegt war, nahm mich auf, und nährte mich in ihrem Hause mit der Milch von einer Ziege; Weil sie aber nicht viel Mittel hatte, so war ich kaum in einem Alter, daß ich dienen konte, so verkaufte sie mich an einen Kaufmann, der mit Sclaven handelte, und

mich mit sich nach Lycien nahm. Er verkaufte mich zu Patara an einen reichen und tugendhaften Mann, mit Namen Alcinus. Dieser Alcinus hatte eine besondere Sorgfalt für mich in meiner Jugend; Ich schien ihm lernsam, bescheiden, aufrichtig, liebreich, und dabey aufmercksam auf alle löbliche Dinge, darinn man mich unterrichten wolte; Er widmete mich denen freyen Künsten, welche Apollo beschüzte. Er ließ mich zu der Music, denen Leibes-Ubungen, und besonders zu der Wund-Arzney anführen. Ich erlangte bald einen grosen Ruhm in dieser so nöthigen Kunst. Apollo selbst, der mir günstig war, entdeckte mir wunderbare Geheimnisse. Alcinus, der mich immer noch lieber gewann, und der über den glücklichen Fortgang seiner auf mich gewandten Sorgfalt überaus vergnügt war, schenckte mir die Freyheit, und sandte mich zu dem Damocles, König in Licaonien, welcher, da er in lauter Wohllüsten lebte, dieses Leben liebte, und sich fürchtete, solches zu verliehren. Von diesem König, der mich gern bey sich behalten wolte, erhielt ich grose Reichthümer. Einige Jahre darauf starb Damocles. Dessen Sohn, welcher sich durch die Schmeichler gegen mich hatte aufbringen lassen, machte mir alle Sachen, die einen grosen Glanz von sich geben, zuwider. Ich empfand endlich ein heftiges Verlangen, Lycien wieder zu sehen, wo ich so vergnügt meine erste Jugend zugebracht hatte. Ich hofte allda den Alcinus wieder zu finden, der mich erzogen hatte, und der erste Urheber meines Glückes war.

Da

Da ich in dieses Land kam, vernahm ich, daß Alcinus gestorben wär, nachdem er seine Güter verlohren, und die Widerwärtigkeiten seines Alters mit vieler Standhaftigkeit erdultet hatte. Ich gieng, dessen Asche mit Blumen zu bestreuen, und Thränen darauf zu giessen. Ich beehrte zu seinem Ruhm sein Grabmahl mit einer Aufschrift, und erkündigte mich, wo seine Kinder hingekommen waren. Man sagte mir, daß der einzige Orcilochus davon sey übrig geblieben, der, weilen er sich nicht entschliessen konte, Güter- los in seinem Vaterland sich zu zeigen, wo sein Vater in einem grosen Ansehen gelebet hatte, sich auf ein fremdes Schif begeben hätte, um seine Tage in einer abgelegenen Insel verborgen hinzubringen. Man fügte hinzu, daß dieser Orcilochus kurz darauf, unweit der Insel Carphates, Schifbruch gelitten habe, und also niemand mehr von der Familie des Alcinus meines Wohlthäters übrig sey.

Solchemnach entschloß ich mich alsobald, das Haus, worinn er gewohnet, mit denen umher liegenden fruchtbaren Feldern an mich zu kauffen. Ich war erfreut, diese Gegenden wieder zu sehen, die bey mir das Andencken eines beglückten Alters und eines gütigen Herrns erweckten. Es schien, als wär ich noch in der Blüte meiner ersten Jahre, da ich war in Diensten des Alcinus gewesen. Kaum daß ich dessen hinterlassene Güter von seinen Glaubigern erkauft hatte, so sah ich mich verbunden, nach Clazomena zu reisen. Polystrates, mein Vater, und Phydilla, meine Mutter, waren beyde gestorben. Ich hatte verschiedene Brüder, die übel miteinander lebten. So bald ich

nach Clazomena kam, gieng ich zu ihnen in schlechten Kleidern, wie ein Mensch, der keine Mittel hat. Ich zeigte ihnen diejenige Merckmahle von meiner Geburt, die man, wie ihr wisset, beobachtet, wenn man Kinder pflegt wegzulegen. Sie waren bestürzt, auf solche Weise die Anzahl der Erben des Polystrates vermehrt zu sehen, welche dessen kleine Hinterlassenschaft unter sich theilen solten; sie wolten demnach meine Geburt nicht für ächt erkennen, und weigerten sich, vor denen Richtern mich als ihren Bruder anzunehmen. Darauf erklärte ich mich, um ihre Härtigkeit gegen mich zu bestrafen, daß ich es zufrieden wär, unter ihnen für einen Fremdling gehalten zu werden, und verlangte deswegen, daß sie hinwiederum nicht meine Erben seyn solten. Die Richter bekräftigten solches mit ihrem Ausspruch. Ich zeigte ihnen darauf die Reichthümer, die ich auf meinem Schif mitgebracht hatte; ich entdeckte ihnen, daß ich derjenige Aristonous sey, der so grose Schätze bey dem Damocles, König in Licaonien, erworben, und daß ich weder Weib, noch Kinder hätte.

Da bereueten es meine Brüder, daß sie so ungerecht mit mir umgegangen waren; das Verlangen, meine Erben zu seyn, machte, daß sie sich alle Müh von der Welt gaben, mich zu begütigen. Allein, es war vergebens; ihre Uneinigkeit war Ursach, daß die Güter unseres Vaters musten verkauft werden; ich kaufte sie an mich, und meine Brüder hatten den Verdruß, die sämtliche Güter unseres Vaters in dessen Händen zu sehen, dem sie nicht den geringsten Theil

davon wolten zukommen lassen. Sie verfielen demnach allesamt in eine entsetzliche Armuth. Nachdem sie also ihren Fehler genugsam gebüsset hatten, wolt ich ihnen mein gutes Gemüth zeigen. Ich verzieh ihnen; ich nahm sie in mein Haus; ich gab einem jeden Geld, damit durch den Handel zur See etwas zu gewinnen; ich vereinigte sie alle miteinander; sie und ihre Kinder wohnten ruhig und im Frieden bey mir; Ich wurde der allgemeine Vater von allen diesen verschiedenen Familien; durch ihre Eintracht und durch ihren Fleiß samleten sie grose Reichthümer.

Unterdessen kam das Alter, wie ihr sehet, und klopfte an meiner Thür; es bleichte meine Haare, und runzelte mein Gesichte; es berichtete mir, daß ich nicht lange mehr einer so vollkommenen Glückseligkeit geniessen würde. Vor meinem Tod wolt ich also noch einmal dieses so sehr geliebte Land sehen, welches mir näher gehet, als mein Vaterland selbst; dieses Lycien, wo ich unter Anführung des Alcinus, gelernt habe, gut und weise zu seyn. Als ich dahin zur See wieder zurück kehrte, begegnete mir ein Kaufmann aus einer der Cycladischen Inseln, der mich versicherte, daß noch zu Delos ein Sohn des Orcilochus sich aufhielt, welcher der Weisheit und der Tugend seines Gros-Vaters Alcinus nachahmte. Ich verließ alsobald den Weg nach Lycien, und eilte unter dem Schutz des Apollo, mich in seine Insel zu begeben, um das theure Uberbleibsel einer Familie aufzusuchen, welcher ich alles schuldig bin. Ich habe nur wenig Zeit noch zu leben übrig. Die Parze, eine Feindin derjenigen süsen Ruh, welche

che die Götter so selten denen Menschen vergönnen, wird sich eilen, meine Tage abzuschneiden; Allein, ich werde vergnügt sterben, wann meine Augen, ehe sie sich vor dem Licht verschliessen, noch den Enckel meines Herrn sehen werden. Saget mir nunmehro, der ihr mit demselben diese Insel bewohnet, ob ihr ihn kennet, und wo ich ihn antreffen werde? Ach wo ihr mir solchen könnet sehen lassen, so wollen die Götter euch, zu eurer Vergeltung, eure Kindes-Kinder biß ins fünfte Glied auf euren Knien zeigen. Ach! mögten die Götter euer ganzes Haus, als die Frucht eurer Tugend im Frieden und vollem Seegen erhalten. Mittlerweile daß Aristonous sich also vernehmen ließ, preßte sowohl die Freude, als der Schmerz, dem Sophronimus Thränen aus denen Augen. Er konte für Wehmuth nicht sprechen: er warf sich dem Alten um den Hals, er umfieng ihn, er drückte ihn an seine Brust, und stieß endlich mit Mühe diese mit Seufzer unterbrochene Worte aus:

Ich bin, O mein Vater! derjenige, den ihr suchet. Ihr sehet hier den Sophronimus, den Enckel eures Freundes Alcinus vor euch: Ich bin derselbe; Ich kan nicht zweifeln, indem ich euch höre, daß die Götter euch hieher gesandt haben, meine Schmerzen zu lindern. Die Danckbarkeit, welche auf der Welt schien verlohren zu seyn, findet sich in euch alleine wieder. Ich habe wohl, da ich noch jung war, vernommen, daß ein berühmter und reicher Mann, der sich in Lycaonien niedergelassen hatte, von meinem Gros-Vater seye auferzogen worden; allein, weil Orcilochus, mein

mein Vater, durch seinen frühzeitigen Tod, mich in der Wiege hinterließ; so vernahm ich diese Dinge nur verwirrt und obenhin. Bey solcher Ungewißheit hab ich mich nicht entschliessen können, eine Reise nach Lycaonyen zu thun. Ich habe mich also nach dieser Insul begeben, wo die Verachtung eitler Schätze bey dem süsen Dienst der Musen in dem geheiligten Tempel des Apollo mich meiner Widerwärtigkeiten halber tröstet. Denn die Weisheit, welche die Menschen lernet vergnüget seyn, dienet mir statt aller anderer Güter.

Indem nun Sophronimus also redete, und sie nahe bey dem Tempel angelanget waren, schlug er dem Aristonous vor, in demselben ihre Andacht zu verrichten. Sie opferten Gott zwey Schafe, die so weiß waren, wie der Schnee; und einem Stier, der einen halben Mond zwischen beyden Hörnern trug. Darauf sangen sie einige Lieder zum Lob desjenigen GOttes, der den Welt-Creyß erleuchtet, der die Abwechselung der Jahrs-Zeiten einrichtet, der die Wissenschaften beschützet, und das Chor der neun Musen beseelet. Nachdem sie aus dem Tempel gekommen waren, vollbrachten Sophronimus und Aristonous die noch übrige Zeit des Tags mit der Erzehlung ihrer Begebenheiten.

Sophroniuus empfieng den Alten in seiner Wohnung mit solcher Zärtlichkeit und Ehrerbietung, als er den Alcinus selbst würde empfangen haben, wenn er noch wäre am Leben gewesen. den folgenden Tag darauf giengen sie zu Schiffe, und reiseten miteinander nach Lycien. Aristonous

führte

führte den Sophronimus in ein fruchtreiches Gefilde, långst dem Gestade des Flußes Xanthe, worinn Apollo, wann er ganz bestaubet von der Jagd zurück kam, so oftmalen sich gebådet, und seine schöne blonde Haare gewaschen hatte. Sie fanden an dem Ufer dieses Flußes Pappeln und Wayden-Båume, davon das zarte und wachsende Laubwerck die Nester von einer unzehligen Menge Vögel bedeckte, welche so Tag, als Nacht, die Luft mit ihren lieblichen Thönen erfüllten. Der Fluß stürzte sich mit einem schåumenden Murmeln von einem Felsen herab, und brach seine schnelle Fluthen auf einem breiten mit Sand und Kiesel bedeckten Grund. Das flache Feld glånzte von denen verguldeten Aehren, womit es angefüllet stund; die Hügel, welche sich wie die Plåtze in denen Schau-Bühnen nach und nach in die Höhe zogen, waren mit Wein-Gårten und Frucht-reichen Båumen bedeckt. Die ganze Natur lachte, und spielte hier in ihrer grösten Anmuth: der Himmel war heiter, die Luft gelinde, und die Erde so fruchtbar, daß sie stets aus ihrem Schoos diejenige mit neuen Schåtzen und Reichthümern belohnte, welche sich die Mühe gaben, sie zu bauen.

Als sie nun långst dem Strohm hinauf gegangen waren, zeigte sich ein niedliches Gebåude, welches zwar ohne grose Zierathen, aber dabey sehr lieblich, und nach allen Regeln der Bau-Kunst aufgeführet war. Er fand darinn weder Marmor, noch Gold, noch Silber, noch Helfenbein, noch Haus-Geråth von Purpur-Stück. Alles war darinn überaus nett, voller Anmuth

und Gemächlichkeit, doch sonder allen Pracht. In der Mitte des Hofes sprudelte eine Quelle, welche längst einem grünen Wasen ihren klaren Abfluß hatte. Die daran stossende Gärten waren nicht allzu gros. Man sahe darinnen allerhand köstliche Früchte und Pflanzen, die zur Nahrung der Menschen dienten. Auf beyden Seiten des Gartens sahe man zwey angenehme Lust-Wälder: ihre Bäume waren so alt, als ihre Mutter, die Erde, und ihre Aeste so dick, daß die Sonne mit ihren Strahlen solche nicht durchdringen konten. Sie traten darauf in einen Saal, worinnen sie eine angenehme Mahlzeit zugerichtet fanden; sie bestund aus lauter solchen Gerichten, welche die Natur in denen Gärten hervor gebracht hatte. Man sahe hier nichts, was die Leckerhaftigkeit der Menschen so weit herzuholen, und so theuer in denen Städten aufzukauffen pfleget. Es war eine Milch, die so süß war, als diejenige, welche Apollo gemolcken hatte, da er noch als ein Hirte bey dem König Admetus sich aufhielt. Es war Honig, der denjenigen übertraf, welchen die Bienen zu Hybla in Sicilien, oder auf dem Berge Hymetus in Attica machen. Es waren Kräuter aus den Garten, und Früchte, die man frisch abgebrochen hatte. Ein Wein, köstlicher als Nectar, fließ aus grosen Gefäsen in die darzu künstlich geschnittene Trinck-Geschirr. Bey dieser mäßigen, aber süssen und annehmlichen Mahlzeit wolte Aristonius sich nicht mit zur Tafel setzen. Er wußte Anfangs allerhand einzuwenden, um seine Bescheidenheit damit zu bedecken. Endlich aber, da ihn Sophronimus nöthigen wolte, er-

klärte er sich, daß er sich niemals darzu entschlüssen würde, mit dem Enckel des Alcinus zu speisen, dem er so lange Zeit in diesem Saal aufgewartet hätte. Sehet da, sagte er zu ihm, wo dieser alte Weise gewohnet war zu speisen: Sehet dort, wo er sich pflegte mit seinen Freunden zu unterreden; Hier suchte er sich mit verschiedenen Spielen zu belustigen; da gieng er spatzieren, und las dabey die Schriften des Homerus und des Hesiodus. Hier schlief er des Nachts. Indem er sich aller dieser Umstände erinnerte, wurde er im Grunde seines Gemüths dermassen bewegt, daß ihm darüber die Thränen aus den Augen flossen.

Nach dem Mittag-Mahl führte er den Sophronimus nach seinen schönen Wiesen, worauf seine grose Heerden Vieh längst denen Ufern des Flußes herum irreten, und auf dieser satten Weyde für süser Wohllust brüllten; Sie sahen darauf die Schaafe aus ihrem fetten Triften kommen: denen bläckenden Müttern, welche voller Milch waren, folgten ihre zarte Lämmer mit hüpfender Freude nach. Man sahe allenthalben die Werck-Leute beschäftiget, und, zum Nutzen ihres gütigen Herrns, ihre Arbeit mit Lust und Eifer verrichten: denn er machte sich von ihnen lieben, und suchte ihnen ihren Sclaven-Stand und ihre Müh, soviel als möglich war, erträglch zu machen.

Da nun Aristonous dem Sophronimus dieses Haus, diese Sclaven, diese Heerden, und diese durch fleißigen Bau so fruchbar gemachte Felder und Auen gezeiget hatte, redete er folgendergestalt zu ihm: Ich bin erfreuet, daß ich euch nun-

nunmehro wieder in eurem våterlichen Erb-Gut sehe. Mein Vergnůgen ist vollkommen, den Besitz eines Orts euch einzuräumen, worinn ich so lang dem Alcinus gedienet habe. Geniesset dasjenige in Ruh und Frieden, was ihm zugehörte. Lebet glückselig, und seyd darauf bedacht, euer Leben noch angenehmer zu endigen, als er. Er schenckte ihm damit dieses Gut mit allen denen erforderlichen Umstånden, welche die Rechte in dergleichen Fållen vorschreiben, und erklårte seine nåchste Bluts-Freunde unfähig, seine Erben zu seyn, im Fall sie so undanckbar seyn solten, diese dem Enckel seines Wohlthåters Alcinus gethane Schenckung im geringsten anzufechten.

Dieses war noch nicht genug, des Aristonous Herz zu vergnůgen. Bevor er dem Sophronimus sein Haus gab, ließ er solches ganz mit neuem Hausrath aufputzen; derselbe war zwar nicht reich, noch pråchtig, dagegen aber sehr reinlich, nett und anmuthig. Er fůllte die Böden mit denen reichen Geschencken der Ceres, und die Keller mit Wein von Chio, welcher wůrdig ist, durch die Hand der Hebe, oder des Ganymedis bey der Tafel des grosen Jupiters eingeschencket zu werden. Er ließ auch darinnen Wein von Parmenien legen, und eine grose Menge Honig von denen Bergen, Hymetus und Hybla; wie auch Oel, welches aus dem Land Attica komt, und welches fast so süß wie Honig war; Diesem fůgte er noch hinzu unzehlig viele der feinsten und weissesten Wolle, als reiche Beuten der zarten Låmmern, die auf denen Arcadischen Gebůrgen und in denen fetten Triften von Sicilien weyde-

ten. In solchem Zustand überließ er dem Sophronimus sein Haus. Er gab ihm dabey noch funfzig tausend Euboische Talente; seine übrige Güter aber, welche in der Halb-Insel Clazomena in denen Gegenden von Smyrna, Lebede und Colocyphon lagen, und von sehr grosem Werth waren, behielt er vor sich, um solche seinen nächsten Bluts-Verwandten zu hinterlassen.

Nach dieser Verschenckung begab sich Aristonous wiederum zu Schif, um nach Jonien zurückzukehren; Sophronimus, der durch solche über die massen herrliche Wohlthaten sowohl erstaunet, als auf das zärtlichste gerühret war, begleitete ihn mit thränenden Augen bis an das Schif, nante ihn beständig seinen Vater, und drückte ihn in seine Arme.

Aristonous kam durch eine glückliche Schiffahrt bald wieder nach Hause: keiner von seinen Verwandten unterstund sich, über dasjenige zu klagen, was er für den Sophronimus gethan hatte. Ich habe, sagte er ihnen, in meinem Testament die Verordnung gethan, daß alle meine Güter sollen verkauft, und unter die Armen ausgetheilet werden, im Fall sich einer von euch der Verschenckung widersetzen solte, welche ich dem Sohn des Alcinus gethan habe.

Der alte Weise lebte also in vergnügter Ruh, und genoß derjenigen Güter, welche die Götter seiner Tugend verliehen hatten. Er reiste alle Jahre, ohneracht seines hohen Alters, nach Lycien um den Sophronimus wieder zu sehen, und auf dem Grab des Alcinus sein Opfer zu bringen, als welches er auf das prächtigste nach

der

der herrlichsten Bau-Art hatte aufrichten lassen. Er hatte zugleich verordnet, daß nach seinem Tod seine Asche in eben dieses Grab solte gebracht werden, damit sie bey denenjenigen seines lieben Herrn ruhen mögte.

Sophronimus, voll Verlangen, den Aristonous wieder zu sehen, hatte ohne Unterlaß, wann der Frühling herbey kam, seine Augen nach dem Gestade gerichtet, um dasjenige Schif zu entdecken, welches ihn um diese Zeit pflegte überzubringen. Er hatte das Vergnügen, alle Jahre dieses ihm so angenehme Schif von weitem auf denen Meeres-Wellen zu erblicken, und die Ankunft dieses Schiffes verursachte ihm ungleich mehr Freude, als alle Annehmlichkeiten, womit die aufs neu belebte Natur, nach der rauhen Winters-Zeit, sich zu schmücken pfleget.

Ein Jahr sahe er nicht, wie in denen vorigen dieses so sehr gewünschte Schiff ankommen; Er seufzte darüber mit äusserster Wehmuth: Furcht und Schmerz waren auf seiner Gesichts-Bildung abgedruckt. Der süse Schlaf flohe fern von seinen Augenliedern; die köstlichste Gerüchte verlohren bey ihm ihren Geschmack: er war unruhig; sein banges Herz erschrack über dem geringesten Getös: seine Augen waren immer nach dem Haven gerichtet; er fragte alle Augenblick, ob man nicht Schiffe aus Jonien hätte ankommen sehen? Endlich sahe er eines; aber ach! es brachte nicht den Aristonous, sondern seine Asche in einem silbernen Geschirr. Amphicles, der ein Freund des Verstorbenen, und bey nahe eben so alt war, brachte ihm, als ein getreuer Vollführer seines lez-

ten Willens, diesen Todten-Kopf. Die Betrübniß sah ihm aus den Augen. Als er sich dem Sophronimus näherte, konten sie beyde kein Wort nicht hervor bringen: ihre schluchsende Seufzer druckten einander ihre Schmerzen aus.

Sophronimus, nachdem er den Todten-Kopf geküsset, und mit seinen Thränen benetzet hatte, brach endlich in diese Worte aus: O werther Greiß! Ich habe dir die Glückseligkeit meines Lebens zu dancken, und jetzo verursachst du meinem Hertzen das allergrausamste Leiden. Ich werde dich nicht mehr sehen. Wie süse würde mir der Tod seyn, wenn ich dich nur wieder sehen, und dir in die Elisäische Felder folgen könte, allwo dein Schatten der glückseligen Ruhe geniesset, welche die gerechte Götter der Tugend vorbehalten. Du hast in unseren Tagen die Gerechtigkeit, die Frömmigkeit und die Danckbarkeit wieder auf die Erden gebracht. Du hast in unserer eisernen Zeit die Gütigkeit und die Unschuld der goldenen Zeit bekant gemacht. Die Götter haben dir in dieser Welt, ehe sie dich in die Wohnung der Gerechten aufnahmen, ein glückseliges, ruhiges und langwieriges Alter verliehen; Aber ach! ein Leben, so ewig hätte dauern sollen, ist niemal lang genug. Ich fühle keine Lust mehr bey dem Genuß deiner Gaben, weil ich mich nun dahin gebracht sehe, derselben ohne dich zu geniesen. O geliebter Schatten! wann werd ich dir nachfolgen? O kostbare Asche! köntest du noch von etwas ein Gefühl haben, so würdest du sonder Zweifel ein Vergnügen empfinden, dich mit der Asche des Alcinus zu vereinbaren: die

meinige wird sich damit gleichfalls vermischen. Biß dahin soll dieses mein einziger Trost seyn, das Hinterbliebene von dem, was ich am meisten geliebet habe, aufzubehalten. O Aristonous! O Aristonous! nein du stirbest nicht, und wirst noch immer in dem Grund meines Herzens leben. Ich werde mich ehender selbst, als jemahlen einen so liebenswürdigen Menschen vergessen, der mich so sehr geliebet, und die Tugend so werth gehalten hat, ja dem ich alles schuldig bin.

Nach diesen mit vielen Seufzern unterbrochenen Worten, sezte Sophronimus den Aschen-Topf in das Grab des Alcinus. Er schlachtete allerhand Opfer-Vieh, dessen Blut überschwemte die Altäre, welche von Wasen um das Grabmahl herum aufgerichtet waren. Er begosse im grösten Uberfluß das Opfer mit Milch und Wein. Er verbrante darauf die wohlriechendste Kräuter, welche aus dem weiten Orient waren dahin gebracht worden, von welchem gleichsam eine ganze Wolcke des lieblichsten Rauchwercks in die Höhe stieg, und sich in denen Lüften ausbreitete.

Sophronimus stiftete zugleich alle Jahre um diese Zeit gewisse Trauer-Spiele, welche solten zu Ehren des Alcinus und Aristonous gehalten werden. Man kam dahin aus Carien, einer glückseligen und fruchtbaren Landschaft; von denen bezauberten Ufern des Meanders, welcher durch seine schlängelnde Umschweife so viele lustreiche Gefilder durchwässert, und nur mit Müh von ihnen sich zu entfernen scheinet: von denen stets begrünten Fluren des Caystrus: von dem Gestade des Pactolus, dessen Wellen im Grunde

Gold-Sand führen: von Pamphylia, welches Ceres, Pomona und Flora um die Wette ausschmücken; und endlich von denen weiten Cilicianischen Thälern, die gleich einem Garten von dem Berg Taurus, den ein steter Schnee bedecket, begossen werden.

Bey diesen Festen sangen die jungen Knaben und die junge Mädgens, in langen Röcken von Leinwand, welche so weiß waren wie die Lilien, allerhand Lob-Gesänge zu Ehren des Alcinus und des Aristonous; dann man konte den einen nicht ohne den andern loben, noch zwey Menschen von einander trennen, die so innigst, auch selbst nach ihrem Tod, vereiniget waren.

Was hierbey noch am bewunderns-würdigsten war, ist, daß gleich den ersten Tag unter währendem Opfer, da Sophronimus Wein und Milch darauf gosse, ein vortreflich schöner und wohlriechender Myrrthen-Baum mitten im Grab aufwuchs, und auf einmal sein begrüntes Haupt dergestalt in die Höhe hub, daß er mit seinen dunckeln Zweigen die beyden Todten-Töpfe bedeckte; Ein jeder rief dabey aus, daß die Götter den Aristonous, zur Vergeltung seiner Tugend, in einen so schönen Baum verwandelt hätten. Sophronimus ließ sich angelegen seyn, solchen zu begiessen, und ihn, gleich einer Gottheit, zu verehren. Dieser Baum, an statt zu veralten, erneuert sich von zehen zu zehen Jahren; und die Götter haben durch dieses Wunder andeuten wollen, daß die Tugend, welche einen so süsen Geruch von sich giebt, in dem Gedächtniß der Menschen niemals erstirbet.

Die

Die II. Fabel.

Die Begebenheiten des Melesichton.

Melesichton, gebohren zu Megara, aus einem vornehmen Geschlecht unter denen Griechen, war von Jugend auf beflissen, die grose Exempel seiner Vorfahren im Krieg nachzuahmen. Er bezeigte in verschiedenen Feld-Zügen sowohl seine Tapferkeit, als seine Klugheit, auf eine ausnehmende Art: und wie alle seine Neigungen groß und prächtig waren, so machte er einen solchen Aufwand in allen Dingen, daß er sich dadurch ins Verderben stürzte. Er wurde genöthiget, sich auf ein nächst denen Ufern des Meers gelegenes Land-Haus zu begeben, wo er in einer stillen Einsamkeit mit seiner Frau, Proxinoe, lebte; Diese hatte Verstand, Muth, und einen hohen Geist; Ihre Schönheit und ihre Geburt waren Ursach, daß man ihr noch weit reichere Heyrathen antrug, als diejenige des Melesichton: sie hatte aber denselben, wegen seinen vortreflichen Tugenden, allen andern Liebhabern vorgezogen. Diese beyde Personen, welche sich einander durch ihre Tugend und wechselsweise Freundschaft viele Jahre lang glücklich gemacht hatten, begunten nunmehro sich durch das Mitleiden, welches sie für einander trugen, unglücklich zu machen. Melesichton hätte seine Widerwärtigkeiten gedultiger ertragen, wenn er nur alleine, und ohne eine Person, die er so sehr liebte, gelitten hätte. Proxinoe empfand ebenfalls, daß sie die Schmerzen des Melesichton vermehrte. Sie suchten ihren Trost in ihren beyden Kindern, welche die Gratien

selbst schienen formiret zu haben. Der Sohn nante sich Moelibeus und die Tochter Poemenis. Meliboeus zeigte schon seine Stärcke, seine Geschiklichkeit und seinen Muth in einem noch zarten Alter: er übertraf im Ringen, im Wett-Lauffen, und in andern Ubungen alle Kinder in der Nachbarschaft. Er vertiefte sich in denen Wäldern, und seine Pfeile trafen so gut, wie diejenige des Apollo. Er ahmete diesem Gott noch mehr in denen Künsten und Wissenschaften nach, als in denen Leibes-Ubungen. Melesichton unterrichtete ihn in seiner Einsamkeit in allem, was den Verstand verbessern und auszieren kan: Er zeigte ihm alles, was die Tugend und gute Sitten liebenswürdiges haben. Meliboeus hätte ein ungekünsteltes, angenehmes und freyes Wesen, das zugleich beherzt, edelmüthig und standhaftig war. Sein Vater warf die Augen auf ihn, und konte sich dabey der Thränen nicht erwehren. Poemenis erlernte von ihrer Mutter alle die schöne Künste, worinnen die Minerva sonst nur die Manns-Leute zu unterrichten pflegt: sie fügte zu denen künstlichsten Arbeiten auch die Annehmlichkeit ihrer Stimme, und spielte dabey die Laute auf eine so rührende Art, wie Orpheus. Wenn man sie sah, so hätte man glauben sollen, die junge Diane erschien aus ihrer treibenden Insel, auf welcher sie war gebohren worden. Ihre blonden Haare hiengen in einer natürlichen Unordnung hinten an dem Kopf zusammen gebunden: einige Locken fielen davon bis auf die Schultern, und schienen ein Spiel der leichten Winde zu seyn: sie trug einen dünnen Rock, welcher mit einem Gürtel ein wenig aufgeschürzet war, damit sie sich

desto

desto freyer bewegen kunte. Man bemerckte an ihr keinen künstlichen Aufputz, und gleichwol übertraf sie, ohne daß sie es selber wußte, alles, was man schönes sehen kan. Es war ihr niemals in Sinn kommen, sich auf dem Rand der klaren Quellen zu bespiegeln; sie sahe nur ihre Familie, und dachte an ihre Geschäften: allein der Vater, den der Prast niederdruckte, weil er keine Mittel mehr vor sich sah, seinen Sachen wieder aufzuhelfen, suchte stets die Einsamkeit. Seine Frau und seine Kinder verursachten ihm den allerschmerzlichsten Kummer. Er gieng öfters nach dem Ufer des Meers, wo er zu denen Füsen eines hohen Felsen, der voll fürchterlicher Klüften war, seine Seufzer ausschüttete; Er gieng von da in ein tiefes Thal, welches ein dicker Wald, auch in der Mitte des Tages, gegen die Strahlen der Sonnen bedeckte. Er sazte sich auf einen Wasen bey einer klaren Quelle nieder: Hier stellten sich bey ihm die allertraurigsten Gedancken ein, der süse Schlaf war weit entfernt von seinen Augen: Alle seine Reden wurden mit eben so viel Seufzer begleitet; Das Alter meldete sich bey ihm vor der Zeit, und runzelte seine Stirne; Er vergaß so gar auch alle Sorgfalt für sein Leben, und sanck endlich unter seinem Schmerzen zu Boden.

Einsmals, da er in diesem so tiefen Thal sich befand, entschlief er für Mattigkeit und Entkräftung. Hier erschien ihm die Göttin Ceres im Traum; sie hatte einen Cranz von güldnen Aehren auf dem Haupt; sie nahete sich zu ihm mit einem holdseligen und majestätischen Wesen. Warum, sagte sie, indem sie ihn bey seinem Nahmen rief; warum

warum låssest du dich von denen Widerwårtigkeiten des Glůckes so darnieder schlagen? Ach! gab er zur Antwort, meine Freunde haben mich verlassen; ich bin von allen Gůtern entblőset; ich habe nichts mehr ůbrig als Proceß und Schulden; meine Geburt macht mich vollends unglůcklich, und ich kan mich unmőglich entschliessen, wie ein Sclav zu arbeiten, um meine Nothdurft zu gewinnen.

Hierauf antwortete ihm Ceres folgender Gestalt: Bestehet dann der Adel nur allein in Gůtern? Bestehet derselbe nicht vielmehr darinn, denen Tugenden seiner Vorfahren nachzuahmen? Diejenige sind nur allein edel, welche gerecht sind. Seyd mit wenigem zu frieden; dieses wenige kan euch die Arbeit geben. Seyd keinem Menschen beschwerlich, so werdet ihr der edelste unter allen Menschen seyn. Das menschliche Geschlecht stůrzet sich durch seine Schwachheit und durch seine falsche Ehre selbst ins Verderben. Mangelt euch das nőthige, warum wolt ihr solches lieber andern, als euch selbst, zu dancken haben? Fehlet euch der Muth, um euch solches selbst durch eure Arbeit zu verschaffen?

Da sie dieses sagte, ůberreichte sie ihm eine Pflug-Schaar von Gold mit einem Horn des Ůberflusses. Bachus erschien darauf mit Epheu becrånzet, und hatte einen langen Stab in der Hand. Pan, der hinter ihm drein gieng, spielte auf der Flőte, die Faunen und Satyren hůpften um ihn herum. Pomona zeigte sich mit allerhand Frůchten, und Flora mit einer Menge der allerschőnsten und wohlriechensten Blumen. Alle diese Gotthei-

ten

ten des Land-Lebens warfen auf den Melesichton einen günstigen Blick.

Er erwachte darüber, und verstunde alsobald die Stärcke und die Deutung dieses göttlichen Traums; er fande sich sehr getröstet, und voller Neigung, die Arbeit des Feld-Lebens zu beginnen: er sprach mit der Proxinoe von diesem Traum, welche in alle seine Meynungen einschlug. Den Tag darauf gaben sie allen ihren unnöthigen Bedienten ihren Abschied: man sah bey ihnen niemand mehr, als solche Leute, die allein zum Dienst ihrer Personen nöthig waren. Die Kutschen und Pferde wurden abgeschaft. Proxinoe und Poemenis trieben ihre Schafe auf die Weyde, und spinneten dabey. Hernach webeten sie sich ihr Leinwand, und ihre Tücher, schnitten und näheten solches zusammen, und machten sich selbst ihre Kleider*: An statt der Arbeit in Seyden, Gold und Silber, welche sie gewohnet waren, mit der kunstreichsten Art der Minerva zu handthieren, bemüheten sich nunmehro ihre Hände mit dem Rocken und anderen dergleichen Dingen. Sie richteten das Gemüs selber zu, und langten solches aus ihrem Garten, um damit ihr ganzes Haus zu speisen. Die Milch von ihrer Heerde, welche sie selber melckten, brachte bald den Uberfluß ins Haus: man kauft: nichts. Alles war bey der Hand, und so wohl hurtig als ohne Müh zubereitet. Alles

war

* Dieses wohl zu verstehen, muß man wissen, daß damals keine Französische Moden galten. Die Natur hat dem Menschen das beste Muster sich zu kleiden an seinem eignen Leibe gegeben.

war gut, einfältig, natürlich, und durch die Annehmlichkeit eines gesunden Geschmacks, der aus der Mäßigkeit und aus der Arbeit entstehet, ganz vortreflich.

Bey einem so süsen Land-Leben sahe man alles reinlich und nett: Alle Tapeten waren verkauft: allein die Wände des Hauses waren weiß übertüncht, und man sah nirgendwo etwas unfläthiges noch unordentliches. Auf ihrem Haus-Geräthe sah man niemals weder Schmuz noch Staub. Die Better waren zwar von schlechtem Zeug, aber sehr sauber: die Küche selbst war von einer solchen Reinlichkeit, als man solche nicht in grosen Häusern findet. Alles blenckte darinn in der schönsten Ordnung. Proxinoe machte vortrefliche Kuchen, womit sie ihre Haus-Genossen auf denen Feyertägen tractirte: Sie hatte Bienen, davon der Hönig an Süsigkeit noch denjenigen übertraf, der zur goldnen Zeit aus dem Stam der dicken Eichen floß. Die Küh kamen von sich selbst, und brachten ganze Ströme von Milch. Diese arbeitsame Frau hatte in ihrem Garten alle Gattungen von Pflanzen und Kräutern, welche zu allen Jahres-Zeiten dem Menschen zur Speis und Nahrung dienen, und sie war immerfort die erste, welche die Früchte und Kräuter von einer jeden Jahres-Zeit hatte. Sie hatte auch einen solchen Uberfluß an Blumen, daß sie einen Theil davon verkaufte, und mit denen übrigen ihr Haus aufpuzte. Die Tochter half der Mutter, und wußte von keinem andern Vergnügen, als daß sie bey ihrer Arbeit, oder wann sie ihre Schafe weidete, ihre Lieder sang; keine Heerde war der ihrigen gleich; keine Kranckheit, kein

Wolf

Wolf unterstunde sich sie anzupacken. Wie sie sang, so tanzeten ihre zarte Lämmer in dem Grase, und das Echo in der ganzen Gegend schiene sich damit eine Lust zu machen, den Thon ihrer Lieder nachzurufen.

Melesichton baute selber sein Feld *. Er pflügte, er säete und that die Erndte ein: Er fand die Mühseligkeiten des Ackerbaues weit erträglicher, wie auch viel unschuldiger und vortheilhafter als diejenige des Kriegs. Kaum hatte er das zarte Gras auf seinen Wiesen abgemähet, so eilete er schon die Gaben der Ceres einzuerndten, welche den ausgestellten Saamen ihm hundertfältig wieder erstattete. Bald darauf ließ Bachus für ihn seinen Nectar fliessen, der würdig war, auf die Tafel der Götter zu kommen. Minerva schenckte ihm auch die Früchte von ihrem Baum, welcher denen Menschen so nützlich ist. Der Winter war die Zeit der Ruhe, wo sein ganzes Haus versamlet einer unschuldigen Freude genoß, und denen Göttern Danck sagte, daß sie so glücklich von dem betrügerischen Wahn der falschen Schein-Güter dieser Welt sich befreyet sahen. Sie assen nur Fleisch an denen

* Dieses war in denen alten Zeiten nichts ungewöhnliches, daß grose Leute ihre Felder und ihre Gärten selber baueten; wir finden davon Anmerckungs-würdige Exempel in denen Geschichten der Griechen und Römer. Vernunft und Erfahrung lehren, daß diejenige Lebens-Art, welche die einfältigste und unschuldigste ist, auch die angenehmste und ruhigste für solche Menschen sey, die in dem Tumult und wilden Geräusch der Welt vergebens ihre Glückseligkeit gesucht haben.

denen Opfer-Tagen, und ihre Heerden waren nur dem Altar gewiedmet.

Meliböus zeigte schier keine solche Begierden, die sonst der Jugend gemein sind: er hütete das grose Vieh: er verhackte die grose Eichen-Bäume in denen Wäldern: er zog kleine Wasser-Leitungen, um die Wiesen zu wässern: er war nicht zu ermüden, seinem Vater in allen Stücken die Last zu erleichtern. Zwischen der Zeit, da nichts nöthiges zu thun vorfiel, ergözte er sich mit der Jagd; oder übte sich im Wettlaufen mit jungen Leuten von seinem Alter; oder las in Büchern, von welchen ihm sein Vater einen Geschmack beygebracht hatte.

Es war nicht lang, so sahe sich Melesichton, bey einer so einfältigen Lebens-Art, viel reicher als zuvor: Er hatte zwar nur solche Sachen, welche zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehören; allein, er hatte solche im Uberfluß. Er hatte schier keine andere Gesellschaft, als seine Familie; sie liebten sich alle unter einander sehr; sie machten sich selbst zusammen glückselig; sie lebten entfernt von denen Pallästen der Könige, und von allen denen Lustbarkeiten, die man so theuer erkauffen muß. Die ihrigen waren süs, unschuldig, einfältig, leicht zu finden, und ohne alle gefährliche Folgen. Meliboeus und Poemenis wurden also in denen Geschäften des Land-Lebens aufgezogen. Sie gedachten nicht weiter an ihr vornehmes Herkommen, als um mit desto mehr Grosmuth sich in ihren geringen Stand zu schicken. Dann obgleich der Uberfluß wieder in dieses Haus gekommen war, so blieb doch aller Pracht daraus verbannet: die ganze Familie zusammen blieb stets einfältig und arbeit-

sam.

sam. Jederman sagte zu dem Melesichton: Weil der Reichthum wieder bey ihm eingekehret wäre, so müste er auch seinen vorigen Glanz wieder annehmen; er aber antwortete darauf: Auf was soll ich meine Begierden heften? auf den Pracht, der mich gestürzet; oder auf ein einfältiges und arbeitsames Leben, das mich reich und glückselig gemacht hat?

Einsmal, da er wieder in dem dunckeln Wald sich befand, wo Ceres durch einen so glücklichen Traum ihn unterwiesen hatte; legte er sich daselbst ins Grase nieder, und empfand so viel inniges Vergnügen, als er damals Prast und Kummer fühlte. Er schlief darüber ein, die Göttin erschien ihm wieder im Traum, wie sie sich das erstemal ihm gezeiget hatte, und sprach zu ihm diese Worte: Der wahre Adel bestehet darinn, daß man nicht nöthig hat von andern etwas zu empfangen, sondern daß man im Stande sey, andern guts zu thun. Nehmet also nichts an, als was aus dem fruchtbaren Schos der Erden komt, und von eurer Arbeit herrühret. Hütet euch ja dasjenige, aus Weichlichkeit oder Ehrsucht, jemals aufzugeben, was die natürliche und unerschöpfliche Quelle aller Güter ist.

Die *III.* Fabel.
Aristeus und Virgilius.

Virgilius, als er zu denen unterirrdischen Wohnungen hinab gestiegen war, kam in diejenige glückselige Felder, wo die Helden und die von denen Göttern erleuchtete Menschen auf denen stets mit Blumen gezierten und durch tausend anmuthige Bäche durchflossene Auen, ihren vergnügten Aufenthalt hatten. So bald hatte nicht der Schäfer Aristeus, der unter der Zahl der Halb-Götter sich befand, dessen Nahmen vernommen, als er sich zu ihm nahete: Wie sehr bin ich erfreuet, redete er ihn an, allhier einen so grosen Poeten zu sehen. Eure Verse fliessen so lieblich, wie der Thau auf dem weichen Gras: sie haben eine so süse Harmonie, daß sie die Herzen bewegen, und Thränen aus den Augen pressen. Ihr habet welche für mich und für meine Bienen gemacht, darüber selbst Homerus eifersüchtig sein könte. Ich hab euch so wohl als der Sonne und der Cyrene denjenigen Ruhm zu dancken, den ich geniesse. Es ist noch nicht lang, daß ich diese so bewegliche und schöne Verse dem Linus, dem Hesiodus und dem Homerus vorsagte. Nachdem sie solche angehöret hatten, giengen sie alle drey zu dem Fluß Lethe, um sie wiederum zu vergessen, so sehr waren sie betrübt in ihrem Gedächtnis, so vortrefliche Verse zu wiederholen, die ihrer so würdig waren, und die sie doch nicht gemacht hatten. Ihr wisset, daß die Nation der Poeten sehr eifersüchtig ist. Kommet demnach hier,

hier, unter ihnen euren Plaz einzunehmen. Dieses muß ein sehr böser Plaz seyn, antwortete Virgilius, weil sie so eifersüchtig sind. Ich werde meine Stunden übel bey ihnen zubringen; ich sehe wohl, daß eure Bienen nicht leichter zu erzürnen waren, als das Herz der Poeten. Es ist wahr, versezte Aristeus, sie schwärmen wie die Bienen, und haben auch, gleich wie sie, einen sehr spitzen Stachel, womit sie alle diejenige stechen, die sie zum Zorn reitzen. Ich werde, sagte Virgilius, noch einen andern grosen Mann zu schonen haben; dieses ist allhier der göttliche Orpheus: Wie lebet ihr mit einander? ziemlich übel, antwortete Aristeus. Er ist noch immer über seine Frau so eifersüchtig, wie die andere drey solches über den Ruhm ihrer Gedichte sind. Euch aber wird er ganz wohl empfangen, dann ihr habt seiner mit vielem Ruhm gedacht, und ihr habt weit behutsamer von seinen Händeln mit den Tracischen Weibern, die ihn umgebracht haben, als Ovidius, gesprochen. Allein lasset uns länger hier nicht verweilen; lasset uns in diesen kleinen geheiligten Wald gehen, den so viel reine Quellen, wie ein Cristal, durchfliessen. Ihr werdet sehen, daß das ganze geheiligte Chor aufstehen wird, um euch Ehre zu erweisen; höret ihr nicht schon die Leyer des Orpheus? höret, wie Linus den Kampf der Götter mit denen Riesen besinget. Homerus macht sich bereit, den Achilles vorzustellen, wie er den Tod des Patrocles durch den Tod des Hectors rächet. Den Hesiodus aber habt ihr am meisten zu fürchten: dann er wird, nach seiner Gemüths-Art, sehr verdrießlich seyn, daß ihr euch unterstanden habt, das Land-Leben und den Acker-

Bau, der seine Sache war, so schön und so lieblich vorzustellen. Kaum hatte Aristeus seine Rede geendiget, so fanden sie sich unter denen kühlen Schatten, wo bey diesen göttlichen Männern eine ewige Entzückung* herrschte. Sie stunden allesamt auf, man ließ den Virgilius sich niedersetzen; man bat ihn, seine Verse abzusingen; er sang solche alsobald mit Bescheidenheit, darauf aber gerieth er in Bewegung †; diejenige, welche die eifersüchtigsten waren, empfanden, auch wider ihren Willen, eine solche Anmuth, die sie ausser sich selber sezte. Die Leyer des Orpheus, welche die Felsen und die Wälder entzücket hatte, fiel ihm aus den Händen. Er vergoß die bitterste Thränen. Homerus hatte für eine Weile den einnehmenden Pracht der Iliade und die annehmlichste Abwechselungen seiner Odyssea vergessen; Linus glaubte, daß diese schöne Verse sein Vater Apollo gemacht hätte; er war durch einen so lieblichen Gesang ganz unbeweglich, durchdrungen und entzücket; He-

* Im Französischen heißt es: Un éternel entousiasme qui possede ces hommes divins. Die Alten hielten die Poesie für etwas göttliches, und die Poeten für göttlich begeisterte Männer.

† Es ist in Franckreich etwas sehr gewöhnliches, daß die Poeten selbsten ihre Verse ganzen Gesellschaften vorlesen, und darüber öfters in eine solche Entzückung gerathen; daß andere mit dadurch beweget werden, ob es gleich öfters heisset: Verba sunt caeteraque nihil. Es stickt in dem Lesen der Verse ein solcher Nachdruck, daß man auch dadurch die schlechteste öfters beleben und ihnen eine Anmuth geben kan, die sie nicht haben: wie im Gegentheil die schönste Verse in dem Munde eines schlechten Lesers sich verderben.

Hesiodus war gleichfals so gerührt, daß er einer solchen bezaubernden Macht nicht widerstehen konte. Endlich, da er ein wenig wieder zu sich selber kam, brach er in diese eifersüchtige und verächtliche Worte aus: O Virgilius! du hast Verse gemacht, die so dauerhaft sind, als Erz und Kupfer. Allein, ich sage, es wird eine Zeit kommen, da ein Kind sie wird in seine Sprache übersetzen, und mit dir den Ruhm theilen, daß du die Bienen besungen hast.

Die *IV*. Fabel.

Die Geschichte des Alibee eines Persaners.

Schach Abbas, König in Persien, that einsmals eine Reise, und verließ unterwegs heimlich seinen ganzen Hof, des Vorhabens, sich unbekant auf das Land zu begeben, um die Menschen in ihrer natürlichen Freyheit daselbst zu betrachten. Er hatte nur einen einzigen von seinen Hofleuten mit sich genommen. Ich kenne nicht, sagte der König zu ihm, die wahrhafte Sitten der Menschen: Alles, was sich mir nähert, ist verstellt. Ich sehe nichts als Künsteleyen vor mir; die einfältige Natur ist davon ganz entfernet. Ich will sehen, wie die Bauers-Leute auf dem Lande leben, und eine Art Menschen kennen lernen, die man so sehr zu verachten pfleget, ohneracht sie die wahrhafte Stützen der menschlichen Gesellschaft sind. Ich bin müde, immerfort solche Leute zu sehen, die

nichts thun, als mich beobachten, um mich zu hintergehen, indem sie mir schmeicheln. Ich muß einmal die Land-Leute und die Hirten sehen, die mich nicht kennen.

Er durchstrich damit, in Begleitung seines Vertrauten, verschiedene Dorfschaften, wo Tänze gehalten wurden; und es erfreute ihn ungemein, in der Entfernung seines Hofs solche Ergötzlichkeiten zu finden, die so vergnügend waren, und doch so wenig kosteten. Er speiste in einem Wirthshause, und weil er durch den weiten Gang sich mehr als sonst beweget hatte, so bekam er Hunger: die groben Speisen, die er genoß, schmeckten ihm besser, als sonst die allerniedlichste Speisen auf seiner Tafel. Er gieng darauf über eine mit Blumen bestreute Wiese, welche von einem klaren Bach umschlungen wurde; Er sah einen jungen Schäfer unter dem Schatten einer Ulmen sitzen, welcher auf der Flöten spielte, und seine Lämmer um sich herum im Grase weiden ließ. Er gieng zu ihm; er betrachtete ihn genau; er fand ihn von einer angenehmen Bildung; er hatte etwas einfältiges und aufrichtiges; aber zugleich auch etwas edles und einnehmendes. Die Lumpen, welche den Schäfer bekleideten, benahmen ihm nicht den Glanz seiner Schönheit. Der König glaubte nicht anders, als es wär dieses eine Person vom Stand, die sich verkleidet hätte. Er vernahm aber von dem Schäfer, daß seine Eltern aus dem benachbarten Dorf wären, und daß er sich Alibee nennete. Je mehr Fragen der König an ihn thate, je mehr bewunderte er sein gesetztes Wesen, und seine trefliche Vernunft. Seine Augen waren lebhaft, und hatten nichts von

ei-

einem wilden Feuer: seine Stimme war wohlklingend, angenehm und rührend: seine Gesichts-Bildung hatte nichts bäurisches; aber auch nichts verzärteltes noch weibisches. Der Schäfer, der ungefehr mochte sechszehen Jahr alt seyn, wußte aber nicht, daß er so war, wie er andern schien. Er meynte: er dächte, und spreche, und sehe aus, wie andere Schäfer in seinem Dorf. Gleichwol hatte er, ohne Unterweisung, alles gelernet, was die Vernunft denenjenigen zu lernen pflegt, die sie hören; der König, da er sich vertraulich mit ihm unterredet hatte, war von ihm ganz eingenommen. Er erfuhr von ihm den Zustand seiner Völcker, welches die Könige niemals von der Menge derjenigen Schmeichler erfahren, welche sie umgeben. Zuweilen muste er lachen über die Offenherzigkeit dieses jungen Menschens, der in seinen Antworten nichts verschonete. Dieses war etwas sehr neues für einen König, der nicht gewohnt war, daß man so natürlich mit ihm sprach. Er gab seinem Höfling ein Zeichen, ihn nicht zu entdecken, daß er der König wär: dann er befürchtete sonst, Alibee mögte auf einmal alle seine Freymüthigkeit und alle seine Anmuth verliehren, wenn er wissen solte, mit wem er redete. Ich sehe wohl, sagte der König dem Höfling, daß die Natur nicht minder schön in dem niedrigen, als in dem hohen Stand sich äussert. Niemals ist noch eines Königes Kind besser gebohren gewesen, als dieser Schäfer. Ich würde allzuglücklich seyn, wenn ich einen so schönen, vernünftigen und liebenswürdigen Sohn hätte. Er scheinet mir, eine allgemeine Fähigkeit zu haben, und wenn man sich bemühen wolte, ihn zu unter-

weisen, so würde er sonder Zweiffel ein sehr groser Mann werden. Ich will ihn bey mir auferziehen lassen. Der König nahm darauf den Alibee mit sich nach Hof, der nicht wenig bestürzet war, da er vernahm, wessen Gunst er sich zugezogen hatte. Man lernte ihn lesen, schreiben, singen, und gab ihm hernach Meister in allerhand Künsten und Wissenschaften, welche den Verstand zieren. Gleich Anfangs wurd er durch den Pracht des Hofes einiger massen geblendet, und die grose Veränderung seines Glücks veränderte auch ein wenig sein Herz. Seine Jugend und die Gunst, worinn er sich sah, gaben gleichfals seiner Weisheit und seiner Bescheidenheit einen Anstoß. An statt seines Hirten-Stabs, seiner Flöte, und seines Schäfer-Rocks kleidete er sich in Purpur mit Gold gestickt; auf seinem Haupt glänzte eine Binde mit Edelsteinen. Seine Gestalt übertraf an Schönheit alles, was man bey Hof angenehmes fand: Er machte sich geschickt zu denen wichtigsten Geschäften, und verdiente dadurch die Vertraulichkeit seines Herrn, wecher, da er den ausnehmenden Verstand des Alibee, in allen Herrlichkeiten seines Pallastes, sahe, ihn zu einer in Persien sehr ansehnlichen Stelle erhub, die darinn bestund, daß er alle des Fürsten Kleinodien und andere Kostbarkeiten in Verwahrung hatte.

So lang der Schach Abbas lebte, wuchs auch bey ihm die Gunst für den Alibee; dieser aber gedachte bey zunehmenden Jahren an seinen vorigen Stand; es that ihm öfters leyd, daß er solchen verlassen hatte. O! ihr schöne Tage! sagte er bey sich selbst; O! ihr unschuldige Tage! da ich einer rei-

reinen Freude ohne Gefahr genoß; ich habe seit deme keine so vergnügte und angenehme mehr gehabt. Ach! solt ich euch niemals nicht wieder sehen? Derjenige, der mich eurer Lust beraubet, hat mir, indem er mich so reich gemacht, alles genommen. Er bekam hierauf Lust, sein Dorf einmal wieder zu sehen: er sahe die Gegenden, wo er vor diesem getanzet, gesungen, und mit seinen Spielgesellen auf der Flöte gespielet hatte. Dieses bewegte ihm sein Herz: Er erwies allen seinen Freunden und Verwandten einige Wohlthaten; Er wünschte ihnen aber, als ihr gröstes Glück, daß sie niemals ihr Land-Leben verlassen, und die Unglückseligkeiten des Hofs erfahren mögten.

Er empfand erst recht diese Unglückseligkeiten nach dem Tod seines gütigen Herrn, des Schach Abbas; sein Sohn, der Schach Sephi, folgte diesem Fürsten im Regiment. Einige neidische und listige Höflinge fanden Mittel, denselben gegen den Alibee einzunehmen. Sie beschuldigten ihn, daß er das Vertrauen des verstorbenen Königs mißbrauchet, grose Schätze gesamlet, und viele Sachen von grosem Wehrt, die er in Verwahrung gehabt, unterschoben hätte. Schach Sephi war zugleich jung und ein Fürst; dieses war genug, ihn leichtglaubig, Sorgen-los und unbedachtsam zu machen. Er hatte den Hochmuth, daß er alles, was sein Vater gethan, verbessern und mehr Klugheit zeigen wolte. Damit er einen Vorwand haben mögte, den Alibee, nach dem Rath seiner eifersüchtigen Höflinge, abzusetzen, befahl er ihm, einen mit Diamanten besezten Säbel, der von unschätzbaren Wehrt war, herbey zu bringen. Die-

sen Säbel hatte ehedessen des Königs Gros-Vater, wenn er zu Felde zog, getragen; davon aber nach der Zeit Schach Abbas alle schöne Steine hatte ausbrechen lassen. Alibee bewies durch gültige Zeugen, daß solches auf Befehl des Königs geschehen war, bevor er noch bey demselben diese Schätze hätte in Verwahrung bekommen. Da die Feinde des Alibee sahen, daß sie ihm auf dieser Seite nicht beykommen konten, um ihn zu stürzen, riethen sie dem Schach Sephi, er solte sich von ihm ein ordentliches Verzeichniß von allen Kostbarkeiten geben lassen, die seiner Aufsicht wären anvertrauet worden, mit dem Bedeuten, daß er nach Verfliessung von vierzehen Tagen alles selbst in Augenschein nehmen wolte. Alibee eröfnete ihm alle Thüren, und zeigte ihm alles, was man ihm anvertrauet hatte: alles war nett, sauber, ordentlich aufgepuzt, und mit groser Sorgfalt bewahret. Der König voll Verwunderung, alles in solcher Ordnung und in so gutem Wesen zu finden, war schier zum Besten des Alibee eingenommen, als er am Ende eines langen Gangs, der voller kostbaren Sachen war, eine eiserne Thür bemerckte, die man mit drey grosen Schlössern verwahret hatte: Alhier, sagten die neidische Höflinge, hat Alibee diejenige Kostbarkeiten verschlossen, die er euch entwendet hat. Alsobald rief der König ganz entrüstet aus: Ich will sehen, was hinter dieser Thüre ist. Was habt ihr dahin gethan, hurtig, zeiget mir solches.

Auf diese Worte warf Alibee sich zu des Königs Füsen, beschwur ihn, um GOttes willen, ihm doch dasjenige nicht zu rauben, was ihm das

kost-

kostbarste auf der Welt wäre. Es wäre unbillig, sprach er, daß ich in einem Augenblick das einzige, was mir noch übrig, nachdem ich dem König, eurem Vater, so viele Jahre gedienet habe, einbüsen solte. Nehmet mir, wann ihr wolt, alles übrige; nur lasset mir dieses. Der König wurde dadurch in seinem Argwohn noch mehr bekräftiget, daß dieses ein übelerworbener Schatz seyn müste. Er sprach deßhalben aus einem höhern Thon, und wolte durchaus die Thür geöfnet haben. Alibee, welcher darzu die Schlüssel hatte, muste sich demnach darzu bequemen. Man fand darinnen nichts als den Hirten-Stab, die Flöte, und das Schäfer-Kleid, welches vor diesem Alibee getragen hatte, und welches er öfters mit Freuden betrachtete, aus Furcht, er mögte sonst seines ersten Standes vergessen. Sehet hier, sprach er, o groser König, das kostbare Uberbleibsel von meiner vorigen Glückseligkeit. Weder das Glück, noch eure Macht, haben mir solches rauben können. Dieses ist der Schatz, den ich aufbehalten habe, um mich damit zu bereichern, wenn ihr mich würdet arm gemacht haben. Nehmet alles übrige zurück, lasset mir nur diese wehrte Denckzeichen meines ersten Standes. Sie sind meine wahre Güter, die mich niemals werden Noth leiden lassen. Sehet hier diese unschuldige Güter, welche allezeit denenjenigen süs und angenehm sind, die mit dem nöthigen sich zu befriedigen wissen, und sich nicht darüber grämen, wenn sie keinen Uberfluß haben. Sehet hier solche Güter, deren Früchte die Freyheit und die Sicherheit sind. Sehet diejenige Güter, die mir niemals keinen Augenblick Sorgen und Kummer verursacht haben.

O ge-

O geliebte Werckzeuge eines einfältigen und glückseligen Lebens! ich liebe nur euch; mit euch will ich leben und sterben. Warum haben mich bishero andere falsche Güter betrügen, und mein so ruhiges Leben unterbrechen müssen? Ich gebe sie euch wieder zurück, Groser König, nehmet alle Reichthümer von mir, die von eurer Freygebigkeit herrühren. Ich behalte nur, was ich zuvor hatte, da der König, euer Vater kam, und durch seine Gunst-Bezeigungen mich unglücklich machte. Der König, als er Alibeen so reden hörte, erkante bald seine Unschuld, und jagte deswegen voller Zorn alle diejenige Höflinge von sich, die ihn hatten stürzen wollen. Alibee wurde sein oberster Bedienter, ihm wurden die geheimste Sachen anvertraut; allein er gieng täglich, und besahe seinen Hirten-Staab, seine Flöte und seine alte Kleider, die er allzeit fertig liegen hatte, um solche wieder anzulegen, so bald das veränderliche Glück ihn bey seinem Herrn in Ungnade bringen solte. Er starb in einem hohen Alter, ohne daß er jemal hätte suchen wollen, seine Feinde zu bestrafen, noch Schätze zu samlen. Alles, was er seinen Verwandten hinterließ, war soviel, als sie vonnöthen hatten, in dem Bauern-Stand zu leben, welchen er für den allersichersten und glückseligsten hielte. *

* Heut zu Tag, da dieser Stand in der Welt sclavisch worden, finden diese annehmliche Fantasien nicht mehr statt. Alles will nun herrschen, und wo Unterthanen sind, da sind nicht selten auch Tyrannen.

Die

Die V. Fabel.

Die Geschichte des Rosimond und des Braminte.

Es war ein junger Mensch, so schön wie der Tag, Namens Rosimond; Er besaß so viel Verstand und Tugend, als sein älterer Bruder, Braminte, übel gewachsen, brutal und boshaftig war. Ihre Mutter, welche ihren ältesten Sohn verabscheuete, hatte nur allein Augen für den jüngsten. Der älteste wurde darüber eifersüchtig, und ersann eine abscheuliche Lüge, um seinen Bruder zu verliehren. Er sagte zu seinem Vater: Rosimond gieng täglich zu einem Nachbar, der sein Feind wär, um demselben alles zu hinterbringen, was zu Hause vorgieng, und ihm Mittel an die Hand zu geben, daß er seinen Vater vergiften mögte. Der Vater war darüber heftig erzürnet, schlug seinen Sohn grausam und blutig, sezte ihn darauf drey Tag ins Gefängniß, ohne ihm etwas zu essen zu geben, und jagte ihn endlich aus seinem Haus, mit der Bedrohung, ihn umzubringen, wenn er jemals wieder kommen solte.

Die Mutter, voller Kummer und Schrecken, unterstunde sich nicht, etwas zu sagen; sie thate nichts als seufzen. Der junge Mensch gieng mit Thränen weg, und da er nicht wußte, wo er solte hingehen, kam er gegen Abend in einen grossen Wald. Die Nacht überfiel ihn bey einem Felsen: er legte sich vor den Eingang einer Höhle, auf einen Teppig von Moos, bey einer klaren

Quelle,

Quelle, und entschlief für Müdigkeit. Mit anbrechendem Tag, da er aufwachte, sah er ein schönes Weibsbild auf einem weiß-grauen Pferd, mit Gold-gesticktem Zeug, welches schien auf die Jagd zu reiten. Habt ihr nicht einen Hirsch mit Hunden gesehen? fragte ihn dieses Weib. Er antwortete: Nein. Darauf sagte sie: Ihr scheinet mir, als ob ihr betrübet wäret; was ist euch? wo fehlt es euch? Sehet, hier habt ihr einen Ring, der euch wird zum glücklichsten und mächtigsten Menschen machen, wo ihr anders seiner niemals werdet mißbrauchen. Wann ihr werdet den Diamant einwärts kehren, so werdet ihr alsobald unsichtbar seyn; So bald ihr ihn aber auswärts kehret, werdet ihr alsobald gesehen werden. Wann ihr den Ring an euren kleinen Finger stecket, so werdet ihr scheinen, eines Königs Sohn zu seyn, dem ein prächtiger Hof folget. Wann ihr ihn an den vierten Finger stecket, werdet ihr in eurer natürlichen Gestalt erscheinen. Der junge Mensch begrif alsobald, daß dieses eine Fee seyn müsse, die mit ihm sprach.

Nach diesen Worten verbarg sie sich in den Wald. Er aber kehrte alsobald mit gröster Ungedult wieder zurück zu seinem Vater, um bey ihm die Probe mit seinem Ring zu machen. Er sah und hörte alles, was er wolte, ohne gesehen zu werden. Er hätte sich können an seinem Bruder rächen, wie er nur gewollt hätte, ohne dadurch sich einiger Gefahr auszusetzen; Er zeigte sich aber nur seiner Mutter, warf sich ihr um den Hals, und erzehlte ihr seine ganze wunderbare Begebenheit. Darauf that er seinen Ring an seinen kleinen Finger, und

alsobald

alsobald sah er aus wie ein Königlicher Prinz, mit hundert schönen Pferden und einer grosen Anzahl reich gekleideter Bedienten. Sein Vater war sehr bestürzt, den Sohn des Königs in seinem kleinen Haus zu sehen; er konte sich gar nicht darein finden, und wußte nicht, mit welcher Ehrerbietung er ihm begegnen solte. Rosimond fragte ihn darauf: Wie viel er Söhne hätte? Er sagte: Zwey. Lasset sie alsobald vor mich kommen, fuhr jener fort; ich will sie beyde mit mir nach Hofe nehmen, um ihr Glück zu machen. Der furchtsame Vater antwortete mit bebender Stimme: Sehet hier den ältesten. Wo ist dann der jüngste, sagte Rosimond weiter, ich will ihn auch haben. Er ist nicht hier, versetzte der Vater, ich habe ihn eines begangenen Fehlers wegen gestrafet, und darauf hat er sich von mir weggemacht. Da sagte Rosimond: Ihr hättet ihn zurecht weisen, nicht aber von euch jagen sollen: gebet mir dann nun den ältesten, daß er mir folge; ihr aber, sprach er zu dem Vater, folget zweyen von meinen Trabanten, sie werden euch an einen Ort bringen, den ich ihnen zeigen will. Alsobald führten zwey Trabanten den Vater hinweg. Die Fee, davon wir gesprochen haben, fand denselben in einem Wald, sie schlug ihn mit einer goldnen Ruthe, und brachte ihn in eine sehr dunckle und tiefe Höhle. Er blieb bezaubert an diesem Ort. Wartet ihr, sprach sie, bis euer Sohn komt, und euch hier wegbringt.

Mittlerweile gieng der Sohn an des Königs Hof, zu einer Zeit, da der Prinz nach einer entfernten Insel zu Feld gegangen war. Ein

Sturm zur See hatte denselben nach unbekanten Ländern hingetrieben, woselbst er, nachdem er Schifbruch gelitten, von einem wilden Volck gefangen genommen wurde. Rosimond erschien also bey Hof, nicht anders, als wär er der Prinz, den man verlohren glaubte, und den die ganze Welt beweinete. Er sagt, er sey, durch Hülfe einiger Kaufleute, zurück kommen, ohne welche er sonst würde das Leben verlohren haben. Jedermann war darüber zum höchsten erfreut. Der König schien für Freuden dermassen ausser sich, daß er kein Wort nicht sprechen konte; Er umfieng diesen Sohn, den er hatte für todt gehalten. Die Königin begegnete ihm noch zärtlicher. Man stellte im ganzen Königreich grose Freuden-Feste an. Einsmals sagte der vermeynte Prinz zu seinem Bruder: Braminte, ihr sehet, wie ich euch aus eurem Dorf gebracht habe, um euer Glück zu machen; Ich weiß aber, daß ihr ein Lügner seyd, und daß ihr durch eure Verläumdungen das Unglück eures Bruders verursacht habt; Er ist hier bey mir verborgen. Ich will, daß ihr mit ihm sprechen sollt, und daß er euch eure Betrügereyen verweise. Braminte warf sich mit Zittern zu seinen Füsen, und bekante ihm seinen Fehler. Es ist nichts daran gelegen, fuhr jener fort, ich will gleichwol, daß ihr ihn sprechen, und denselben um Verzeihung bitten sollt: Er wird sehr grosmüthig seyn, wann er euch vergibt, dann ihr seyd es nicht werth: Er ist in meinem Cabinet, wo ich ihn euch alsobald werde sehen lassen. Ich will mich unterdessen in das daran stossende Zimmer begeben, um euch frey miteinander reden zu

lassen. Braminte trat damit, aus Gehorsam in das Cabinet. Alsobald veränderte Rosimond seinen Ring, gieng in ein Neben-Zimmer, und verfügte sich darauf durch eine andere Thür in seiner natürlichen Gestalt zu seinem Bruder, der über die massen beschämet war, ihn zu sehen. Er bat ihn um Verzeihung, und versprach ihm, seine begangene Fehler wieder gut zu machen. Rosimond umfieng ihn darauf mit thränenden Augen, vergab ihm seine böse Streiche, und sagte, daß er bey dem Prinzen in grösten Gnaden stünde, dergestalt, daß er, wann er wolte, ihn könte umbringen, oder Lebens-lang in ein Gefängniß werfen lassen: Ich will aber, fuhr er fort, mit euch so gütig verfahren, als ihr mit mir übel verfahren seyd. Braminte, ganz beschämt und verwirret, antwortete demselben mit vieler Unterthänigkeit, und hatte das Herze nicht, seine Augen aufzuschlagen, noch ihn seinen Bruder zu nennen.

Rosimond that darauf, als ob er heimlich eine Reise vorzunehmen hätte, um eine Prinzessin in einem benachbarten Königreich zu heyrathen. Er gieng aber unter diesem Vorwand seine Mutter besuchen, welcher er alles, was er bey Hof angefangen hatte, erzehlete; er fügte dazu etwas Geld zu ihrer Nothdurft. Dann der König ließ ihm nehmen, so viel er wolte; er nahm aber niemals viel.

Indessen erhub sich ein grausamer Krieg zwischen dem König und einem andern König, der sein Nachbar war, derselbe war ein ungerechter und Bund-brüchiger König. Rosimond gieng an den Hof dieses feindlichen Königs, wohnte,

vermittelst seines Rings, allen seinen geheimen Rathschlägen mit bey, und blieb stets unsichtbar. Er kam auf diese Weise hinter alle die Geheimnisse seiner Feinde, und bediente sich derselben zu seinem Vortheil. Er kam ihren Absichten zuvor, und machte sie allenthalben zu nichte. Er führte sein Heer gegen sie an, und schlug sie völlig in einem grosen Treffen, darauf schloß er mit ihnen einen Ruhm-reichen Frieden, auf sehr billige Bedingungen.

Der König war auf nichts mehr bedacht, als wie er ihn mit einer Erb-Prinzeßin eines benachbarten Reichs vermählen mögte. Dieselbe war noch schöner, als die Gratien. Einsmals aber, da Rosimond auf der Jagd war in dem Wald, wo er zuvor die Fee angetroffen hatte, kam dieselbige zu ihm. Hütet euch, sagte sie zu ihm mit einer drohenden Stim, euch zu verheyrathen, als ob ihr der Prinz wäret; Man muß niemand betrügen; Es ist billig, daß derjenige, für den man euch hält, wieder komme, und seinem Vater nachfolge; Gehet, und sucht ihn in einer Insel, wohin euch die Winde, welche die Seegel von eurem Schif fühlen werden, ohne Müh hintreiben sollen; Eilet, diesen Dienst eurem Herrn zu leisten, gegen alles, was eurer Ehrsucht schmeicheln könte, und seyd dahin bedacht, als ein redlicher Mensch wieder in euren vorigen Stand zurück zu kehren; thut ihr solches nicht, so werdet ihr ungerecht und unglückselig seyn; dann ich werde euch euren vorigen Widerwärtigkeiten preiß geben.

Rosimond machte sich ohne Verdruß diesen klugen Rath zu Nutz. Unter dem Vorwand, ein heimliches Geschäfte in einem benachbarten Staat zu Stande zu bringen, gieng er auf ein Schiff, und die Winde führten ihn alsobald in die Insel, wo die Fee ihm gesagt hatte, daß sich der wahrhafte Prinz aufhielt. Dieser Prinz war ein Gefangener bey einem wilden Volck, wo er das Vieh hüten muste. Der unsichtbare Rosimond nahm ihn von der Weyde, wo die Heerden waren, hinweg; und indem er ihn mit seinem Mantel bedeckte, darunter derselbe so unsichtbar war, wie er, befreyete er ihn aus denen Händen dieser grausamen Völcker; Sie giengen damit zu Schiff. Andere Winde, welche der Fee gehorsam waren, brachten sie zurück; Sie kamen beyde zusammen in des Königs Zimmer. Rosimond zeigte sich ihm, und sagte: Ihr habt mich für euren Sohn gehalten, ich bin es aber nicht, hier bring ich euch denselben wieder; Sehet ihn, hier ist er selbst. Der König, ganz verwundert, kehrte sich zu seinem Sohn: Seyd ihr es nicht, mein Sohn, sprach er, der meine Feinde überwunden, und einen so Ruhm-vollen Frieden geschlossen hat? Oder ist es wahr, daß ihr habt Schifbruch gelitten? daß ihr seyd gefangen gewesen, und daß Rosimond euch wieder befreyet hat? Ja, mein Vater, antwortete der Prinz, dem ist also. Er ist in das Land gekommen, wo ich gefangen war. Er hat mich entführet, und ich bin ihm sowohl meine Freyheit, als das Vergnügen schuldig, das ich habe, euch wieder zu sehen. Ihr habt ihm, und nicht mir, den erfochtenen Sieg zu dancken. Der König kont dasjenige nicht glauben, was

man ihm sagte; allein Rosimond verwechselte seinen Ring, und zeigte sich dem König unter der Figur eines Prinzen. Da war der König erschrocken, zwey Menschen vor sich zu sehen; die beyde zusammen schienen sein Sohn zu seyn. Er bote dem Rosimond für die ihm geleistete wichtige Dienste unaussprechliche Geld-Summen an, welche aber derselbe nicht annehmen wolte. Er bate nur allein den König, er mögte ihm die Gnade erweisen, und seinen Bruder, dem Braminte, die Stelle bey Hofe lassen, die er an demselben bisher begleitet hatte. Für sich selbst fürchtete er die Unbeständigkeit des Glückes, die Mißgunst der Menschen, und seine eigene Schwachheit. Er wolte sich damit wieder zu seiner Mutter nach seinem Dorf verfügen, um daselbst dem Acker-Bau obzuliegen. Die Fee, die er im Wald wieder zu sehen bekam, zeigte ihm die Höhle, worinn sein Vater war, und sagte ihm die Worte, die er aussprechen müste, um ihn wieder zu befreyen. Er sprach diese Worte aus, mit einer sehr empfindlichen Freude. Er befreyete damit seinen Vater, welchen er schon längstens mit äusserstem Verlangen zu befreyen gewünschet hatte, und gab ihm so viel, daß er seine alte Tage vergnügt zubringen konte.

Also war Rosimond der Wohlthäter von seinem ganzen Hause, und hatte das Vergnügen, allen denenjenigen Guts zu thun, die ihm Böses haben thun wollen. Nachdem er die gröste Sachen für den Hof gethan hatte, so verlangte er von demselben nichts, als die Freyheit, entfernt von allen Lastern zu leben. Ja er gieng in seiner

Weisheit so weit, daß er auch fürchtete, sein Ring mögte ihn etwan reitzen, seine Einsamkeit wieder zu verlassen, und sich in grose Dinge zu mengen. Er gieng deswegen wieder nach dem Wald zurück, wo die Fee ihm so günstig erschienen war; Er gieng täglich nach der Höhle, wo er ehedessen das Glück gehabt hatte, sie zu sehen, in der Hofnung, sie wieder zu sehen. Endlich kam sie zu ihm, und er gab ihr den bezauberten Ring wieder zurück. Ich gebe euch ein Geschencke wieder, sagte er zu derselben, das so gefährlich, als unschätzbar ist, und dessen man so leichte mißbrauchen kan. Ich werde mich nicht ehender sicher glauben, als bis ich keine Mittel mehr in Händen habe, meine Einsamkeit zu verlassen, und alle meine Begierden zu vergnügen.

Mittlerweile, daß Rosimond diesen Ring wieder zurück gab, überließ sich Braminte, dessen boshaftes Gemüth nicht verbessert war, allen seinen Begierden, und suchte den jungen Prinzen, der unterdessen war König worden, dahin zu bewegen, dem Rosimond unwürdig zu begegnen. Die Fee sagte dem Rosimond: Euer Bruder, der allzeit ein Betrüger ist gewesen, hat euch wollen bey dem neuen König in Verdacht, ja gar ums Leben bringen; er verdient demnach, daß er gestraft werde, und die Nothwendigkeit erfordert es, daß er umkomme. Ich will ihm diesen Ring geben, den ihr mir wieder eingehändiget habt.

Rosimond beweinete das Unglück von seinem Bruder; Er sagte darauf zu der Fee: Wie, wollt ihr ihn durch ein Wunder-volles Geschenck bestrafen? Er wird solches mißbrauchen, um alle

rechtschaffene Leute dadurch ins Elend zu stürzen, und sich eine unumschränckte Herrschaft zuwegen zu bringen. Eben diese Dinge, antwortete die Fee, sind ein heilsames Mittel für die einen, und ein tödtliches Gift für die andern. Das Glück ist eine Quelle alles Ubels für die Bösen. Wenn man einen Bösewicht strafen will, so muß man ihn nur lassen recht mächtig werden, so wird er bald umkommen.

Sie gieng darauf nach Hof, zeigte sich dem Braminte, unter der Gestalt eines alten Weibes, mit Lumpen bekleidet: sie sagte zu ihm: Ich habe den Ring, den ich eurem Bruder gelehnet, und mit welchem er sich so grosen Ruhm erworben hatte, wieder zu mir genommen: empfanget denselben hiemit aus meinen Händen, besinnet euch aber wohl, wie ihr denselben gebrauchen wollet. Braminte antwortet mit Lachen: Ich werd es nicht machen, wie mein Bruder, der so unsinnig war, den Prinzen wieder herbey zu holen, an statt, daß er an dessen Stelle das Reich hätte annehmen sollen.

Braminte suchte darauf, mit Hülfe dieses Rings, hinter alle Heimlichkeiten der ansehnlichsten Geschlechter zu kommen; er sann auf nichts, als auf Verrätherenen, Mordthaten und schändliche Lüste. Er wuste um alles, was in des Königs Rath vorgenommen wurde. Er begieng die gröste Bubenstücke, und brachte die Leute um ihre Reichthümer: dessen unsichtbare böse Streiche machten jedermaun erstaunt. Der König, als er so viele Heimlichkeiten entdecket sah, wuste nicht, wem er die Schuld davon beymessen solte; allein,

das Glück des Braminte, welches alle Gränzen überschritt, sowohl, als dessen unerträglicher Hochmuth, machten, daß er auf die Gedancken gerieth, er müste den Zauber-Ring von seinem Bruder haben. Um solches zu entdecken, bediente er sich eines Fremden von einer feindlichen Nation, dem er eine grose Summe Geldes gab. Dieser Mensch kam des Nachts zu dem Braminte, und trug ihm von wegen des feindlichen Königs unzehlbare Güter und die höchste Ehren-Stellen an, wenn er ihm wolte durch Spionen alle Geheimnisse seines Königs zu wissen thun.

Braminte versprach alles, gieng selbst an einen Ort, wo man ihm eine grose Summe Gelds einhändigte, um damit der versprochenen Vergeltung einen Anfang zu machen. Er rühmte sich, daß er einen Ring hätte, vermittelst dessen er sich könte unsichtbar machen. Den Morgen darauf ließ ihn der König aufsuchen, und seiner Person sich versichern. Man nahm ihm den Ring ab, und fand bey ihm verschiedene Papiere, die von seinen Verrätherenen ein unlaugbares Zeugniß gaben. Rosimond kam darüber nach Hof, um für seinen Bruder die Gnade des Königs auszuwürcken; allein, sie wurde ihm abgeschlagen. Braminte muste sterben, und der Ring war ihm demnach so verderblich, als wenig er seinem Bruder nützlich war.

Der König, um Rosimond wegen der Bestrafung des Braminte zu trösten, gab ihm den Ring wieder, als einen Schatz von unendlichem Werth. Rosimond, der betrübt war, urtheilet nicht auf gleiche Art. Er kehrte wieder zurück

nach dem Wald, um daselbst die Fee aufzusuchen. Sehet hier, sprach er zu derselben, euren Ring: die Erfahrung meines Bruders hat mich dasjenige verstehen lernen, was ich gleich Anfangs von euch nicht verstanden hatte. Behaltet ein so gefährliches Werckzeug, das meinem Bruder das Leben gekostet hat. Ach! er wäre noch bey Leben, und hätte nicht die alte Tage meines Vaters und meiner Mutter mit Schmerzen und Schande beleget. Er wäre vielleicht weise und glücklich worden seyn, wenn er niemals das Vermögen gehabt hätte, seine lasterhafte Begierden zu vergnügen. O wie gefährlich ist es, wenn man mehr, als andere Menschen vermag! Nehmet hier euren Ring wieder. Unglückselig sind diejenige, dem ihr solchen gebet. Die einzige Gnade, die ich mir von euch ausbitte, ist, daß ihr solchen niemals einer Person geben wollet, für deren Wohlseyn ich besorget bin.

Die *VI.* Fabel.

Die Geschichte der Florise.

Eine Bäuerin kante in ihrer Nachbarschaft eine Fee. Sie ersuchte dieselbe, auf ihr Kindbett zu kommen, da sie mit einer Tochter in den Wochen lag. Die Fee nahm sogleich das Kind in ihre Arme, und sprach zu der Mutter: Wählet: entweder soll sie so schön werden, wie der Tag, noch verständiger, als schön, und eine Königin von einem grosen Reich, aber dabey unglücklich: oder: sie soll häßlich werden, und eine Bäuerin,

wie

wie ihr, aber dabey zufrieden und vergnügt mit ihrem Zustand seyn. Die Bäuerin wählte alsobald für ihr Kind die Schönheit und den Verstand mit einer Crone, auf die Gefahr von einigen Widerwärtigkeiten. Sehet hier ein kleines Mädgen, dessen Schönheit alle diejenige beginnet zu übertreffen, die man jemals gesehen hatte. Ihr Verstand wurde zärtlich, angenehm und liebreitzend. Sie lernte alles, was man ihr lernen wolte, und verstund solches in kurzer Zeit besser, als diejenige, die es ihr gelernt hatten. Sie tantzte die Fest-Täge auf dem Gras mit weit mehrerer Annehmlichkeit, als alle ihre Gespielinnen. Ihre Stimme war noch viel beweglicher, als alle musicalische Instrumenten: sie machte selbst die Lieder, welche sie zu singen pflegte: gleich Anfangs wuste sie noch nicht, daß sie schön war; da sie aber einsmal mit ihrer Gesellschaft nahe bey einer klaren Quelle spielete, sah sie sich in derselben, und bemerckte alsobald, daß sie sehr von denen andern unterschieden war. Sie bewunderte sich. Das ganze Land, das in der Menge zusammen lief, um sie zu sehen, machte, daß sie ihre Annehmlichkeiten noch mehr erkante. Ihre Mutter, die ihre Rechnung auf die Weissagung der Fee machte, betrachtete sie bereits als eine Königin, und verdarb sie durch ihre Gefälligkeiten. Das junge Mädgen wolte weder spinnen, noch nähen, noch die Schafe hüten: sie vertrieb ihre Zeit mit Blumen-Lesen, damit sie ihren Kopf aufputzte, sie sang und tantzte unter dem Schatten der Bäume.

Der König in demselbigen Land war sehr mächtig, und hatte nur einen Sohn, mit Namen Rosimond, den er zu verheyrathen suchte. Er konte niemals von einer Prinzeßin der benachbarten Reichen sprechen hören, weil eine Fee ihn versichert hätte, daß er eine Bäuerin finden würde, die schöner und vollkommener seyn solte, als alle Prinzeßinnen in der ganzen Welt. Er faßte demnach den Entschluß, alle junge Bauers-Mädgen seines Königreichs, die unter achtzehen Jahren waren, zusammen kommen zu lassen, um diejenige darunter zu wählen, welche ihm die würdigste scheinen würde. Man schloß aber gleich Anfangs eine unzehlige Menge junger Weibsbilder aus, welche nur eine mittelmäßige Schönheit besassen; und man machte einen Auswahl von dreyßig, welche alle andere an Schönheit unendlich weit übertrafen. Florise, (dieses ist der Name von unserer Schönen) hatte keine Müh, darunter mitzukommen.

Diese dreyßig Mädgens wurden mitten in einen grosen Saal, wie auf eine Schau-Bühne ausgestellt, wo der König und dessen Prinz sie allesamt mit einmal sehen konten. Florise stach also bald aus der Mitte vor allen andern, wie die Anemone unter gemeinen Ringel-Blumen hervor: sie war wie ein blühender Oranien-Baum mitten unter einem wilden Gebüsche. Der König rief alsobald aus, daß sie vor andern verdiente, Königin zu seyn. Rosimond schäzte sich für glücklich, die Florise zu besitzen. Man zog ihr damit ihre Dorf-Kleider aus; man gab ihr andere, welche ganz von Gold gestickt waren. In einem Augenblick

blick war sie mit Perlen und Jubelen bedecket. Eine grose Anzahl von Damen waren bemühet, ihr aufzuwarten. Man sann nur darauf, dasjenige zu errathen, was ihr gefallen mögte, um ihr solches zu geben, ehe sie noch die Mühe hätte, solches zu begehren. Sie wohnte in einem prächtigen Pallast, davon die Zimmer, an statt der Tapeten, mit lauter grosen Spiegel-Gläsern von oben bis unten bekleidet waren; Sie hatte also das Vergnügen, ihre Schönheit von allen Seiten vermehrt zu sehen, und der Prinz muste sie bewundern, wohin er auch die Augen kehrete.

Rosimond hatte die Jagd, das Spiel und alle Leibes-Ubungen aufgegeben, um beständig bey ihr zu seyn; und weil der König, sein Vater, kurz nach seiner Vermählung mit Tod abgangen war, so war damit die kluge Florise Königin: Ihre weise Rathschläge gaben allen Staats-Geschäften das Gewicht. Die Mutter des neuen Königs, Nahmens Gronipote, wurde bald über ihre Schwieger-Tochter eifersüchtig. Sie war listig, boshaftig, grausam. Das Alter hatte ihrer von Natur unglücklichen Gestalt ein scheußliches Ansehen gegeben; sie sah wie eine Furie aus. Die Schönheit der Florise machte ihr wüstes Gesichte noch abscheulicher, und reizte alle Augenblick ihre Eifersucht: sie konte nicht leiden, daß eine solche Schönheit sie noch mehr schänden solte: sie war eben so sehr aufgebracht über ihren Verstand, und konte demnach der völligen Wuth des Neides nicht ferner widerstehen.

Ihr habt kein Herz, sagte sie öfters zu ihrem Sohn, daß ihr eine kleine Bäuerin habt heyrathen

wollen

wollen; und ihr seyd noch darzu so niederträchtig, daraus euren Abgott zu machen; sie ist so stolz, als ob sie in dem Stand, worinn sie sich siehet, wäre gebohren worden. Da der König, euer Vater, sich heyrathen wolte, zog er mich allen andern vor, weil ich eines Königs Tochter, und also mit ihm von gleicher Geburt war. So hättet ihr es auch machen sollen. Sendet diese eure kleine Bäuerin wieder zurück nach ihrem Dorf, und werfet eure Gedancken auf eine junge Prinzessin, die euch anständig ist. Rosimond widersprach darinn seiner Mutter starck; allein Gronipote fieng einen Brief auf, welchen Florise an den König geschrieben hatte: sie gab ihn einem jungen Menschen von Hof, und nöthigte ihn, solchen dem König zu überbringen, gleich als ob Florise ihm alle diejenige Freundschaft bezeiget hätte, die sie nur allein für den König haben solte.

Rosimond, verblendet durch seine Eifersucht und durch die boshafte Rathschläge seiner Mutter, ließ die arme Florise in ein Gefängniß auf einen hohen Thurn, der auf einen Felsen, so im Meer lag, gebauet war, für die Zeit ihres Lebens einsperren. Allhier thate sie Tag und Nacht nichts als weinen und wehklagen, weil sie nicht wußte, warum der König, der sie so sehr geliebet hatte, mit ihr dermassen übel verfuhr. Es war ihr nicht erlaubet mit jemand zu sprechen, als mit einem alten Weib, welcher sie von der Gronipote zur Aufsicht war anvertrauet worden, und welche ihr dabey in diesem Gefängniß sehr trotzig begegnete.

Hier erinnerte sich Florise ihres Dorfs, ihrer Schäfer-Hütten und aller ihrer vorigen Ergötzlich-

keiten, die sie auf dem Lande genossen hatte. Eins Tags, da sie ganz von ihrer Traurigkeit darniedergeschlagen war, und die Blindheit ihrer Mutter beweinete, welche lieber wolte, daß sie solte schön und eine unglückselige Königin, als eine heßliche, aber vergnügte Schäferin seyn, kam die alte, welche ihr bisher so übel begegnet hatte, um ihr anzudeuten, daß der König ihr einen Scharfrichter schickte, um ihr den Kopf herunter hauen zu lassen, und daß sie weiter keine Zeit mehr vor sich hätte, als sich zum Todte zu entschliessen. In der That war der Scharfrichter auch, auf Befehl des Königs, und auf Anstiften der Gronipote, dahin gesandt worden. Er zog schon sein Schlachtmesser hervor, um Florise hinzurichten, als eine Frau erschien, welche sagte, daß sie von der Königin käme, um noch mit der Florise ein Paar Wort vor ihrem Todte zu sprechen. Die Alte ließ dieselbe mit ihr reden: denn sie hielte sie für eine Dame von Hof; allein, es war die Fee, welche der Florise bey ihrer Geburt ihr Unglück prophezeyet hatte, und welche die Gestalt einer Dame von der Königin angenommen hatte.

Sie sprach mit der Florise allein, und ließ jederman sich von ihr entfernen. Wolt ihr nun, sprach sie zu derselben, auf eure Schönheit Verzicht thun, welche euch in solches Unglück gebracht hat? Wolt ihr den Titul einer Königin aufgeben, eure vorige Kleider wieder anlegen, und nach eurem Dorf zurückkehren? Florise war zum höchsten erfreuet, dergleichen Erbieten anzunehmen. Damit bedeckte die Fee ihr Angesicht mit einer bezauberten Larve: alsobald wurden die zarte Züge ihres Angesichts grob, und kamen aus ihrer ordentlichen

chen Bildung: sie wurde so heslich als sie reitzend und schön war. In dieser Gestalt war sie nicht mehr zu erkennen, und sie gieng ohne Müh durch alle die Leute durch, die dahin gekommen waren, um ihre Hinrichtung mit anzusehen: sie folgete der Fee, und kam mit ihr nach Haus.

Man suchte Florise allenthalben im Thurn; allein vergebens, man fande sie nirgendwo. Man brachte die Zeitung davon dem König und der Gronipote, welche sie im ganzen Königreich aufsuchen liessen; aber sie war nicht auszuforschen. Die Fee hatte sie wieder zu ihrer Mutter gebracht, welche sie in solcher Veränderung nicht würde gekant haben, wo sie nicht vorher davon wäre unterrichtet gewesen.

Florise war zufrieden, häßlich, arm und unbekant in ihrem Dorf zu leben, wo sie der Schafe hütete. Sie hörte täglich ihre traurige Geschichte erzehlen, und ihr Unglück bejammern. Man hatte Gesänge darauf gemacht, welche alle Leute weinen machten. Sie hatte selbst das Vergnügen, sie öfters mit ihren Gespielinnen abzusingen, und sie weinte darüber, wie die andern; allein sie hielte sich für glückselig bey ihrer Heerde, und wolte niemals sich jemand entdecken, wer sie wäre.

Die VII. Fabel.

Die Geschichte des Königs Alfaroute und der Clariphile.

Es war ein König, der hies Alfaroute, derselbe wurde von allen seinen Nachbarn gefürchtet, und von allen seinen Unterthanen geliebet. Er war weis, gütig, gerecht, tapfer, geschickt: kurz, ihm mangelte nichts. Eine Fee kam zu ihm, und verkündigte ihm, daß er bald ein groses Unglück würde zu besorgen haben, wo er sich nicht des Rings bediente, den sie ihm an den Finger steckte: wann er den Diamant des Rings einwärts in die Hand kehrte, so war er alsobald unsichtbar; da im Gegentheil, wann er ihn wieder heraus kehrte, so war er sichtbar, wie vorher. Dieser Ring that ihm grose Dienste, und machte ihm vieles Vergnügen. Wann er ein Mißtrauen auf einen von seinen Unterthanen geworfen hatte, so gieng er in dessen Cabinet mit seinem Diamant einwärts gekehret, da sah und hörte er alle Heimlichkeiten seines Hauses, ohne daß er selbst gesehen wurde. Wann er sich für denen Anschlägen eines benachbarten Königs fürchtete, so schlich er sich in dessen geheimen Rath, wo er alles erfuhr, ohne jemals entdeckt zu werden. Also war er im Stand, allem zuvor zu kommen, was man gegen ihn vorhatte. Er entgieng dadurch verschiedenen Zusammenverschwörungen, die man gegen seine Person formiret hatte, und machte seine Feinde verwirrt, die ihn wolten unterdrucken.

Dem ungeacht war er mit diesem Ring noch nicht zu frieden, er verlangte, die Fee mögte ihm auch ein Mittel geben, sich von einem Land auf einmal in ein anderes zu begeben, um auf diese Weise sich seines Rings, der ihn unsichtbar machte, desto hurtiger und bequemer zu bedienen. Die Fee antwortete ihm darauf mit seufzen: Ihr begehret, sprach sie, allzuviel: Fürchtet, daß euch dieses lezte Geschenck nicht schädlich seyn mögte. Er ließ sich aber davon nicht abwendig machen, sondern nöthigte sie, ihm solches zu bewilligen. Wohlan, so muß ich dann, sagte sie, wider meinen Willen euch dasjenige geben, was ihr bereuen werdet zu haben. Sie schmierte ihm damit die Schultern mit einem wohlriechenden Saft. Alsobald spürte er, daß ihm kleine Flügel auf dem Rücken wuchsen. Diese kleine Flügel aber sahe man nicht unter seinen Kleidern: und wenn er fliegen wolte, durfte er nur mit der Hand daran rühren, so wurden sie so lange, daß er damit unvergleichlich weit den schnellen Flug eines Adlers übertraf. So bald er nicht weiter fliegen wolte, dorfte er nur die Flügel wieder einziehen. Alsofort falteten sie sich ganz klein zusammen, dergestalt, daß man solche unter seinen Kleidern nicht vermercken konte.

Durch dieses Mittel erhub sich der König in wenig Augenblicken, wohin er wolte. Er wußte um alles, und man konte nicht begreiffen, durch welche Mittel er so viele Dinge erfuhr: dann er verschloß sich in seine Zimmer, und schien bey nahe den ganzen Tag in seinem Cabinet zuzubringen, ohne daß jemand sich unterstunde hinein zu gehen. So bald er darinnen war, machte er sich vermittelst sei-

nes

nes Rings unsichtbar, breitete seine Flügel aus, und durchstrich damit die weiteste Länder. Er ließ sich in grose Kriege ein, und trug allzeit den Sieg davon; wie er aber unaufhörlich in die Geheimnisse der Menschen einblickte, so fand er sie gar bald so böse, und so falsch, daß er erkante, wie er sich keinem schier mehr anvertrauen dorfte. Je mächtiger und furchtbarer er wurde, je weniger sah er sich geliebt; ja er sah so gar, daß ihn auch diejenige nicht einmal liebten, denen er doch die gröste Wohlthaten erwiesen hatte.

Um sich dieses Unglücks halber zu trösten, entschloß er, in alle Länder der Welt zu gehen, um sich eine vollkommene Frauens-Person zur Gemahlin zu suchen, welche ihn lieben und folglich glücklich machen mögte. Er suchte solche lange Zeit; und wie er alles sah, ohne gesehen zu seyn, so entdeckte er die allerverborgenste Geheimnisse. Er gieng an alle Höfe; er fande allenthalben Weibs-Bilder, die sich verstellten, und die sich wolten lieben machen; welche aber allzu sehr sich selbst liebten, um einen Mann aufrichtig und wahrhaftig lieben zu können. Er gieng auch in andre vornehme Häuser; allein er fande nichts, das ihm gefiel. Die eine war leichtsinnig und wanckelmüthig: die andre voller List und Betrug: die dritte stolz und aufgeblasen: die vierte seltsam und wunderlich; schier alle waren betrügerisch, eitel und ausschweiffend, und suchten sich selbst zu vergöttern. Endlich kam er in die schlechtesten Bauren-Hütten. Da fand er eine arme Bauers-Tochter, die war so schön, wie der Tag, dabey einfältig und aufrichtig bey ihrer Schönheit, welche sie für nichts achtete; wie sie

dann auch das geringste Stück ihrer Vollkommenheiten ausmachte: dann sie hatte einen solchen herrlichen Verstand, und eine solche erhabene Tugend, daß sie alle Annehmlichkeiten ihrer Person noch weit übertraffen. Alle junge Leute aus ihrer Nachbarschaft drungen sich um sie herum, um sie zu sehen, und ein jeder junger Mensch hätte sich für den glücklichsten Menschen in der Welt gehalten, wenn er sie hätte heyrathen können.

Der König Alfaroute konte sie nicht sehen, ohne sich in sie zu verlieben. Er warb um sie bey ihrem Vater, welcher für Freuden ausser sich selber kam, daß seine Tochter eine grose Königin werden solte. Cariphile, so war ihr Nahme, kam aus der Hütte ihres Vaters in einen königlichen Pallast, wo ein groser Hof sie empfieng. Sie war darüber nicht verblendet, sie erhielte, bey ihrer Einfalt und Eingezogenheit, ihre Tugend, und vergaß nicht, wo sie hergekommen war, da sie sich auf dem höchsten Gipfel der Herrlichkeit erhaben sah.

Der König verdoppelte für sie seine Zärtlichkeit, und hofte nun, er würde glücklich werden. Es fehlte wenig, daß er solches nicht auch war: dann er fieng an, sich vollkommen auf das gute Herz seiner Gemahlin zu verlassen. Er machte sich alle Augenblick unsichtbar, um sie zu beobachten, und sie zu überfallen; allein, er entdeckte nichts an ihr, das nicht verdiente, bewundert zu werden. Es war also nichts mehr von seiner Eifersucht übrig, als ein kleines Mißtrauen, welches ihn noch ein wenig in seiner Liebe unruhig machte. Die Fee, die ihm die traurige Folgen von ihrer lezten Gabe voraus gesagt hatte, warnte ihn zum öftern. Er befahl

deswegen, man solte sie nicht mehr nach Hof lassen, und verbott auch der Königin, sie bey sich zu empfangen. Die Königin versprach zu gehorsamen, wiewohl es ihr sehr leyd that, dann sie liebte diese Fee ungemein.

Einsmals da die Fee die Königin, wegen dem zukünftigen, warnen wolte, kam sie zu derselben unter der Gestalt eines Oficiers, und gab sich der Königin zu erkennen, wer sie wäre. Alsobald umfieng sie die Königin mit vieler Zärtlichkeit. Der König, der damals unsichtbar war, sahe dieses, und wurde darüber halb rasend von Eifersucht. Er zog den Degen, und durchstach die Königin, welche unter seinen Händen als tod zur Erden sanck. In diesem Augenblick nahm die Fee ihre wahrhafte Gestalt wieder an sich. Der König erkante sie, und zugleich die Unschuld der Königin. Da wolte er sich selbst umbringen. Die Fee aber hielte den Stoß noch auf, und suchte ihn zu trösten.

Die Königin, da sie den Geist aufgab, sagte zu ihm: Ob ich gleich von eurer Hand sterbe, so sterb ich doch ganz die Eure. Alfaroute beweinte sein Unglück, daß er wider den Willen der Fee ein so gefährliches Geschencke von ihr genommen hatte, welches ihn so unglücklich gemacht hatte. Er gab ihr deswegen den Ring wieder, und bat sie, ihm auch die Flügel wieder abzunehmen. Er verbrachte die übrige Zeit seines Lebens mit Prast und Schmerzen, und hatte keinen andern Trost, als seine Thränen auf dem Grab der Cariphile zu vergiessen.

Die *VIII.* Fabel.

Geschichte einer alten Königin und jungen Bäuerin.

Es war einmal eine Königin, so alt, daß sie gar keine Zähne und keine Haar mehr hatte. Sie wackelte mit dem Kopf, wie ein Blat, das der Wind beweget; sie konte auch so gar nicht mehr durch ihre Brillen sehen: die Spitze von ihrer Nase und von ihrem Kien stiessen schier auf einander: sie war um die Helfte kleiner worden, und so rund mit einem gebogenen Rücken zusammen gezogen, daß man hätte glauben sollen, sie wär allzeit so übel gewachsen gewesen. Eine Fee, welche ihrer Geburt vorgestanden hatte, kam zu ihr, und fragte sie: Ob sie nicht Lust hätte, wieder jung zu werden? O ja, gar gern, antwortete die Königin. Ich wolte alle meine Jubelen darum geben, nicht älter als zwanzig Jahre zu seyn. So müßt ihr dann, fuhr die Fee fort, euer Alter einer andern geben, deren Jugend und Gesundheit ihr zu haben verlanget. Wem geben wir also eure hundert Jahre? Die Königin ließ allenthalben jemand aufsuchen, der ihr Alter abnehmen und ihr dagegen ihre Jugend geben wolte: Es kamen viele Arme, die da wolten alt seyn, um reich zu werden; da sie aber sahen, wie die Königin hustete, rochelte, auswarf, nur lauter Brühen nahm, dabey unflätig, garstig, stinckigt, elendig, ächzend und krächzend war,

war, so wolten sie sich nicht mit der Last ihrer Jahre beladen, sondern lieber weiter fort betteln, und ihre Lumpen behalten: Es kamen auch Ehrgeitzige, denen sie hohe Würden und groses Ansehen versprach: allein, was sollen wir, sprachen sie, als sie die Königin sahen, damit machen? Wir dürften uns ja nicht einmal sehen lassen, wenn wir so garstig und so abscheulich wären.

Endlich meldete sich ein junges Mädgen aus einem Dorf, das überaus schön war, und begehrte die Crone für ihre Jugend: Sie nante sich Petronelle. Die Königin war Anfangs darüber böse; was solte sie aber thun; was hatte sie davon, daß sie sich erzürnte? Sie wolte wieder jung werden. Lasset uns das Königreich mit einander theilen, sprach sie zur Petronelle, ihr solte die Helfte davon haben, und ich will die andre Helfte behalten. Dieses ist ja wohl genug für euch, der ihr nur eine arme kleine Bäuerin seyd. Nicht so, antwortete das Mädgen; das ist nicht genug für mich. Ich will entweder alles, oder gar nichts: Lasset mir meinen Bauren-Stand mit meiner schönen frischen Farbe, ich lasse euch eure hundert Jahre mit euren Runzeln, da der Tod euch auf dem Fuse folget. Was solt ich aber anfangen, fragte die Königin, wann ich kein Königreich mehr hätte? Ihr mögt sodann lachen, danzen und singen, wie ich, sprach das Mädgen. Als sie dieses sagte, fieng sie an zu lachen, zu danzen und zu singen. Die Königin, der es bey weitem nicht so lustig zu Muthe war, fragte sie, was sie dann thun wolte, wann sie an ihrer Stelle wäre? Ihr seyd nicht gewohnt, alt zu seyn. Das weiß ich nicht, sagte die Bäurin, was ich alsdann

thun werde; aber ich mögts wohl einmal probiren: dann ich habe allezeit gehöret, daß es gleichwol eine schöne Sache um eine Königin sey.

Mitlerweile, daß sie also mit einander im Handel begriffen waren, kam die Fee darzu, welche zu der Bäurin sagte: Wolt ihr eure Lehr-Jahr halten, um zu sehen, ob ihr euch auch in das Handwerck einiger Königin schicken könnet. Warum das nicht? antwortete das Mädgen. Alsobald runzelte sich ihre Stirn, die Haare wurden grau, sie wurde keifig und murrisch, ihr Kopf schlockerte mit allen ihren Zähnen: sie war schon hundert Jahr alt. Die Fee öfnete eine kleine Büchse, und zog daraus eine Menge Officirer und Höflinge, die alle schöne reiche Kleider hatten, und die, nachdem sie heraus kamen, gros wurden. Diese bezeigten der neuen Königin tausenderley Ehrerbietung. Man stellte ein groses Fest an; allein sie konte nichts kauen, sie schämte sich und war bestürzt: sie weiß nicht, was sie sagen, noch was sie thun soll: sie fieng an zu husten, als ob sie bersten wolte: sie bespie sich selbst ihr Kien: sie hatte in der Nasen einen klebrigten Schleim, den sie mit ihrem Ermel abwischete: sie sah sich im Spiegel, und fande sich noch heßlicher, als eine Meerkatze. Unterdessen war die wahrhaftige Königin in einer Ecke, und begunte hübsch zu werden: sie bekam wieder ihre Zähne und ihre Haare: ihre Haut wurde wieder schön, frisch und roth: sie verzierte sich mit tausenderley kleinen Artigkeiten; allein sie war dabey unsauber, schmuzig, übel gekleidet, und so voller Koth und Staub, als ob man sie durch die Asche gezogen hätte: sie war eines

sol-

solchen Aufputzes nicht gewohnet; und weil sie die Trabanten für einen Küchen-Pudel ansahen, so stiessen sie solche hinaus.

Da sagte Petronelle: Siehe da, wir sind beyde sehr übel daran: ihr schickt euch nicht zur Bäuerin, und ich mich noch vielweniger zu einer Königin: hier habt ihr eure Crone, gebt mir meinen leinenen Kittel wieder. Der Tausch war bald gethan. Die Königin wurde wieder alt, und die Bäurin wieder jung. Kaum war solches geschehen, so bereueten sie es schon wieder alle beyde; allein es war nicht mehr Zeit. Die Fee gab ihren Spruch dahin, daß sie beyde solten in ihrem Stande bleiben.

Die Königin weinte alle Tage, so bald ihr nur der Finger wehe that; Sie sprach: Ach! wann ich doch Petronelle wär, so wär ich jetzt in einer angenehmen Schäfers-Hütte, und lebte zwar nur von Castanien, aber ich würde auch bey der Feld-Schalmayen im grünen mit denen jungen Hirten danzen. Worzu dienet mir mein schönes Bett, als daß ich darinn leiden muß; und was helfen mir alle meine Bedienten, da sie mich doch nicht trösten können? Diese Betrübniß vermehrte ihre Schmerzen: die Aerzte, die beständig um sie herum waren, vermehrten solche noch mehr. Endlich starb sie, nach Verfliessung zweyer Monathen.

Petronelle danzte eben an einem klaren Bach mit ihren Gespielinnen einen Reyhen, als sie den Tod der Königin vernahm. Da erkante sie, daß sie weniger klug als glücklich war: indem sie das Königreich verlohren hatte. Die Fee kam darauf zu ihr, und gab ihr die Wahl, unter drey Männern

einen zu wählen: der eine war schon alt, verdrüßlich, widerwärtig, eifersüchtig und grausam; aber sehr reich, mächtig und ein sehr groser Herr, der ihrer so Nachts als Tags nicht entbehren, sondern sie immerfort um und bey sich haben müste. Der andere war schön, angenehm, gefällig, liebreitzend und von hohem Stande; aber dabey arm und unglücklich in allen seinen Unternehmungen. Der lezte war ein Bauer von gleichem Stoff, wie sie: weder schön noch heßlich, weder reich noch arm, der sie nicht zu viel noch zu wenig lieben würde. Das Mädgen wuste nicht, welchen sie wählen solte: dann sie liebte natürlicher Weise sehr die schöne Kleider, die Kutsch und Pferde, und andere dergleichen Herrlichkeiten; allein die Fee sagte zu ihr: Gehet, ihr seyd eine Närrin. Sehet ihr da jenen Bauren? Das ist der Mann, der sich für euch schicket. Ihr würdet den zweyten; und der erste euch zu viel lieben: beyde würden euch unglücklich machen. Glück genug für euch, wenn euch der dritte mit Schlägen verschonet; es lässet sich besser auf dem grünen Grase, als in denen Pallästen, danzen, und besser Petronelle in einem Dorf, als eine unglückliche Dame unter dem Adel seyn. Ihr werdet mit eurem Bauren euer Leben glücklich zubringen, wenn ihr nicht verlanget, gros und vornehm zu werden.

Die IX. Fabel.

Die Fabel vom Lycon.

Nachdem das Gerüchte durch den erthönenden Klang seiner Trompeten den Feld-Göttern und Hirten von Cynthien die Abreise des Lycons angedeutet hatte, erschallten alle diese danckle Wälder von denen bittersten Klagen. Das Echo wiederholte solche auf das beweglichste, und erfüllte damit alle benachbarte Thäler. Man hörte nicht mehr den süsen Thon der Flöten und der Feld-Schalmayen. Die Schäfer selbst verbrachen für schmerzlicher Wehmuth ihre Hirten-Pfeifen: alles war traurig: die liebliche Grünigkeiten der Bäume begunten ihren lebhaften Glanz zu verliehren. Der Himmel, der bis dahin so klar und heiter war, überzog sich mit finstern Wolcken und mit Ungewittern. Die grausame Nord-Winde erschütterten die Wälder, wie im Winter. Die unempfindlichste Feld-Götter selbst waren über diesen Verlust bewegt. Die Dryaden giengen aus denen ausgehohlten Stämmen der alten Eichen, wegen dem Lycon ihre Klagen auszuschütten. Diese traurige Götter versamleten sich um einen grosen Baum, dessen Aeste bis an den Himmel reichten, und welcher mit seinem dichten Schatten seit vielen Jahrhunderten die Erde als seine Mutter bedeckten. Hier unter diesem alten und knospigten Stamm, der von einer ungeheuren Gröse war, wo ehedessen die Nymphen gewohnet waren, ihre Täntze und lustige

Spiele zu halten, da klagten sie nun einander ihr Unglück. Es ist aus mit uns, sagten sie, wir werden Lycon nicht wieder sehen; er verläßt uns: das neidische Glück entführet uns denselben; Er gehet, um die Zierde und die Lust von andern Wäldern zu sein, welche glücklicher sind, als der unsrige. Nein, wir dürfen nun nicht mehr hoffen, seine Stimme zu hören, noch ihn mit einem aufgespanneten Bogen zu sehen, dessen Pfeile im Fluch die schnellesten Vögel traffen. Pan selbst kam herzu gelauffen, und hatte seine Flöte vergessen. Die Faunen und Satyren schoben ihre Täntze auf: die Vögel selbst sangen nicht mehr. Man hörte nur noch das fürchterliche Schreyen der Nacht-Eulen, und anderer dergleichen Geflügel, die etwas Böses zu bedeuten pflegen. Die Nachtigal und ihre Gespielinnen beobachteten ein tiefes Schweigen.

Auf einmal erschienen Flora und Pomona mitten in dem Wald, mit lächlendem Angesicht: und hielten sich einander bey der Hand; die eine war mit Blumen becränzet, und machte solche wachsen, wie sie ihre Füsse in das Gras drückte; die andre trug in einem Horn des Uberflußes alle diejenige Früchte, welche der Herbst auf Erden mittheilet, um der Menschen ihre Bemühungen zu vergelten. Seyd getrost, sprachen sie zu dieser Versamlung der bestürzten Götter; Lycon verreiset, es ist wahr, aber er verläßt darum nicht diesen Berg, der dem Apollo geheiliget ist. Bald werdet ihr ihn sehen, wie er selbst diese beglückte Gärten bauen wird. Er wird mit eigner Hand die hochstämmigte Bäume setzen, und die Pflan-

zen

zen zur Nahrung des Menschen, wie die Blumen zur Lust und Freude, ziehen. O ihr Nord-Winde! hütet euch, durch euer giftiges Wehen jemals diejenige Gärten zu versehren, wo Lycon seine unschuldigste Ergötzlichkeiten finden wird; Er wird hier die Einfalt der Natur, dem Pracht und allen ausschweifenden Lüsten weit vorziehen. Er wird diese Gegenden lieben, die er nun mit Schmerzen verläßt.

Auf diese Worte verwandelte sich die Traurigkeit in Freude; Man sang dem Lycon zu Ehren allerhand Lob-Lieder; Man sagte, er würde ein Liebhaber der Gärten seyn, wie Apollo ein Schäfer gewesen ist, als er die Heerden des Admetus geweydet hatte. Tausend himlische Gesänge erfüllten darauf den Wald, und der Name des Lycons strich von dem alten Gehöltz bis in die entlegenste Felder. Die Hirten wiederholen solchen auf ihren Schalmayen. Die Vögel selbst machen in ihrem süsen Gezisch etwas vernehmen, das, ich weiß nicht wie, dem Namen des Lycons ähnlich ist. Die Erde schmücket sich mit ihren Blumen, und bereichert sich mit ihren Früchten. Die Gärten, welche seine Zurückkunft erwarten, bereiten ihm im voraus die Annehmlichkeiten des Frühlings, und die herrliche Geschencke des Herbsts. Die einzige Blicke des Lycon, die er noch von weitem nach diesen angenehmen Berg schicket, machen solchen fruchtbar: da wird er, nachdem man darauf die wilde und unfruchtbare Stämme ausgerottet, nichts als Oliven- und Myrrthen-Bäume finden; mittlerweile daß ihm anderswo Mars wird Lorbeer Cränze finden lassen.

Die X. Fabel.

Fabel von einem jungen Prinzen. *

Die Sonne, nach dem sie den weiten Creyß des Himmels in Ruh gelassen, hatte ihren Lauf vollendet, und ihre erhizte Pferde in den Schos der Hesperydischen Wellen gestürzet. Der Saum des Horizonts glüete noch im rothen Purpur, und schien ganz entflammet von denen brennenden Strahlen, welche sie auf ihrem Weg ausgebreitet hatte. Der feurige Hunds-Stern vertrocknete die Erde; alle Pflanzen wurden welck, die Blumen senckten ihre Häupter zur Erden, und ihre schlappe Stengel konten sie nicht mehr tragen: die Zephir selbst hielten ihr sanftes Wehen zurück. Die Luft, welche die Thiere schöpften, war wie ein stillstehendes Wasser. Die Nacht, die sonst durch ihre kühle Schatten eine Erfrischung gab, vermochte die alles verzehrende Hitze des Tages nicht mehr zu unterbrechen: sie konte über die schwachtende und ohnmächtige Menschen weder den Thau herab fliessen lassen, wann der Hesperus an dem Schwanz der andern Sterne schimmert, noch diejenige Erndte des Mag-Saamens, welcher die Annehmlichkeiten des Schlafs der ganzen ermüdeten Natur empfinden macht. Die Sonne allein genoß in dem Schos der Thetis einer

* Diese poetische Fabel ist auf den Prinzen von Burgund bey Gelegenheit eines grosen Ungewitters gemacht worden, wie solches aus denen Umständen erhellet.

einer vollkommenen Ruh; Doch, als sie darauf wieder auf ihren mit Uhren bespannten Wagen sich setzen mußte, und von der Aurora, welche ihren Weg mit Rosen bestreuet, voraus angeführet wurde, bemerckte sie den ganzen Olympus mit Wolcken bedeckt; sie sah die hinterlassene Kennzeichen des Ungewitters, welches die Sterblichen währender Nacht in Schrecken gesezt hatte; Die Wolcken dampften noch von dem Geruch der schwefelichten Dünsten, welche den Blitz entzündet, und den erschrecklichen Donner hatten brüllen gemacht; Die aufrührische Winde, nachdem sie ihrer Fessel sich entrissen, und aus ihren dunckelen Kerckern gebrochen waren, brauseten noch in dem weiten Raum der Lüfte; Die Wasser stürzeten sich von denen Bergen in die Thäler. Diejenige, deren strahlende Augen die ganze Natur beleben, sah allenthalben, wo sie sich hinwandte, die Würckungen eines grausamen Ungewitters; Doch, was sie am meisten bewegte, war, daß dieses Wetter einen jungen Lehrling der Musen, den sie sehr liebte, in demjenigen Schlafe stöhrte, der bereits seine denckle Flügel über dessen Augenlieder ausgespannet hatte. Sie war im Begrif, ihre Pferde wieder zurück zu leiten, und den Tag zu verschieben, um demselbigen die Ruhe wieder zu verschaffen, der solche verlohren hatte. Ich will, sprach sie, daß er schlafen soll, der Schlaf wird sein Geblüt erfrischen, seine Galle besänftigen, und ihm diejenige Gesundheit und Stärcke geben, deren er vonnöthen hat, um denen Thaten des Hercules nachzuahmen. Er wird ihm zugleich ein gewisses zärtliches und sanfmüthiges

Wesen

Wesen einflösen, welches ihm noch alleine zu mangeln scheinet. Wann er nur schläft, und lacht, und seine Gemüths-Art zu einer holden Freundlichkeit gewöhnet, dabey die muntere Spiele der Gesellschaft liebet, sich daraus eine Freude macht, die Menschen zu lieben, und sich von ihnen wieder lieben zu machen; so werden alle Annehmlichkeiten des Leibes und des Geistes in der Menge sich bey ihm einfinden, und sein ganzes Wesen auszieren.

Die *XI.* Fabel.

Der junge Bachus und der Faunus. *

Der junge Bachus, welchen der Silenus unterrichtete, suchte einsmalen die Musen in einem Wald, dessen Stille durch nichts, als das Rauschen der Quellen und durch den Gesang der Vögeln unterbrochen wurde. Die Sonne konte mit ihren Strahlen nicht durch die dunckle Grünigkeit der erlaubten Aeste dringen. Das Kind der Semele sezte sich, um die Sprache der Götter zu lernen, zu denen Füssen einer alten Eichen, aus deren Stam verschiedene Menschen zur goldnen Zeit waren gebohren worden. Durch sie hatten sogar auch die Orackel gesprochen, und die Zeit hatte sich nicht unterwunden, dieselben mit seiner

* Diese Fabel ist ebenfalls ein scharfsinniger Verweis für den Prinzen wegen seiner Unachtsamkeit im Lernen.

seiner scharfen Sense abzuwerfen. Bey dieser geheiligten uralten Eichen hielte sich ein junger Faunus auf, der auf alle die Lieder merckte, die von dem Kind gesungen wurden, und mit einem spöttischen Lächeln dem Silenus die Fehler beobachten ließ, die sein Schüler machte. Alsobald lachten auch die Nayaden, und andre Wald-Nymphen. Der Kunst-Richter war jung, artig und flüchtig; Sein Haupt war mit Epheu und mit Reben-Laub becränzet; Seine Tempel waren mit Wein-Trauben ausgezieret; Von seiner lincken Achsel hieng nach seiner rechten Seiten, gleich einer Binde, ein Cranz von Epheu gewunden. Der junge Bachus hatte eine Freude, diese seiner Gottheit geheiligte Blätter zu sehen. Der Faunus war unter dem Gürtel mit einer abscheulichen und borstigen Haut bekleidet, er hatte solche einem jungen Löwen abgenommen, den er in dem Wald erwürget hatte. Er hielt in seiner Hand einen krummen und knotigten Hirten-Stab. Sein Schwanz spielte hinten auf seinem Rücken; allein, weil Bachus einen so muthwilligen Spötter nicht vertragen konte, der im̃erfort über seine Worte, wann sie nicht rein und zierlich klungen, sein schalckhaftes Gelächter triebe, so brach er darüber mit einem stolzen und ungedultigen Wesen, in diese Worte aus: Was unterstehest du dich, über den Sohn des Jupiters zu spotten? Der Faunus antwortete, ohne darüber verwirrt zu seyn: Ey, wie kanst du doch der Sohn des Jupiters seyn, und so viele Fehler begehen?

Die *XII.* Fabel.

Die Nachtigall und die Grasmücke.

Auf denen immer grünen Ufern des Flußes Alpheus ist ein geheiligter Wald, welchen drey Nayaden durch ihre klare Bäche mit einem starcken Rauschen bewässern, und damit die zarte Blumen begiessen. Die Gratien gehen oft dahin, um sich zu baden: die Bäume empfinden hier niemals die Bewegungen der Winde, weil sie dieselbe in Ehren halten; sie spüren nur allein die süse Liebkosungen der sanften Zephiren. Die Nymphen und die Faunen halten daselbst in der Nacht ihre Tänze unter dem Schall der Flöte des Pan. Die Sonne kan mit ihren Strahlen nicht durch die düstre Schatten der in einander gefügten Aeste dringen. Die Stille, die Dunckelheit, und eine angenehme Kühlung, herrschten darinn so Nacht, als Tag. Unter diesen grünen Blättern höret man die Nachtigall, welche mit einer beweglichen und durchdringenden Stimme ihren alten Kummer ausdrücket, für den sie noch keinen Trost empfindet. Eine junge Grasmücke besinget im Gegentheil ihr Vergnügen, und meldet den Frühling den da herum wohnenden Schäfern an; Die Nachtigall selbst ist eifersüchtig, über die zärtliche Gesänge dieser ihrer Gespielin.

Eines Tages bemerckten sie beyde einen jungen Schäfer, welchen sie noch niemals in diesem Wald erblicket hatten; er schien ihnen angenehm, edelmüthig, und ein Liebhaber der Musen und der

Harmonie

Harmonie zu seyn: sie glaubten, daß es Apollo seyn müßte, so wie er vormals bey dem König Admetus war; oder wenigstens ein junger Held, der aus dem Geblüt dieses Gottes herstammete. Die liebliche Vögel, beseelet durch die Musen, fiengen alsobald an, folgender Gestalt zu singen:

Wer ist doch dieser Schäfer, oder dieser unbekante Gott, der unsern Wald zu zieren hieher gekommen ist? Ihm gefallen unsere Lieder; er liebet die Poesie, sie wird sein Herz zur Sanftmuth bewegen, und ihn so liebenswürdig, als erhaben, machen.

Darauf sang die Nachtigall allein:

Es wachse dieser junge Held in der Tugend wie eine Blume, die der Frühling entblättert, die süse Spiele des feinen Witzes sollen seine Belustigungen seyn: die Gratien sollen stets auf seinen Lippen schweben; die Weisheit der Minerva aber sein ganzes Herze einnehmen.

Die Grasmücke antwortete darauf:

Er gleiche dem Orpheus in denen Annehmlichkeiten seiner Stimme, und dem Hercules in seinen hohen Thaten. Er trage in seinem Herzen die Tapferkeit des Achilles, ohne etwas von seiner Wildheit dabey zu haben. Er sey gütig, weise, gutthätig, und liebe die Men-

schen, daß sie ihn wieder lieben: die Musen wollen in ihm alle Tugenden vereinigen.

Darauf sangen die beyde Vögel zusammen:

Er liebet unsre süse Gesänge, sie dringen ihm ins Herz, wie der Thau auf unser Gras zu fallen pflegt, wann solches die heise Strahlen der Sonnen verbrandt haben; die Götter wollen seine Begierden mäßigen, und ihn immerfort glückselig machen: seine Hand umfasse das Horn des Uberflußes; die goldne Zeit komme wieder: die Weisheit erfülle sein Herz, um sich allen Sterblichen mitzutheilen; und die Blumen wachsen unter seinen Füsen.

Mittlerweile, daß sie also sangen, hielten die Zephir ihren Othem zurück: alle Blumen des Walds wurden ohnmächtig; die Bäche, die aus den dreyen Quellen flossen, hemten ihren Lauf; Die Satyren und die Faunen spizten ihre Ohren, um desto schärfer zu hören. Das Echo wiederholte diese schöne Worte allen umliegenden Bergen, und alle Dryaden kamen aus dem Schoos der grünen Bäume, um dasjenige zu bewundern, was die Nachtigall und die Grasmücke sangen.

Die XIII. Fabel.

Der Fantaste. *

Was ist doch dem Melanthe widriges begegnet? Nichts von aussen, alles inwendig. Seine Sachen gehen nach Wunsch. Jederman sucht ihm zu gefallen. Was fehlet ihm dann? Sein Milz rauchet. Gestern gieng er schlafen, und war die Lust der Menschen. Diesen Morgen muß man sich seinetwegen schämen, und ihn verbergen. Indem er aufstund, mißfiel ihm eine Falte, die sich in seinem Strumf befand. Es wird den ganzen Tag über windig bey ihm seyn, und jedermann bey ihm leiden müssen. Er verursacht Furcht und Mitleiden. Er weinet, wie ein Kind; er wütet, wie ein Löwe. Ein schlimmer

* Ich weiß nicht, ob der Name, le Bizarre, dieser Abschilderung nicht besser solte zukommen. Man kan solche mit Recht ein Meisterstück eines grosen Menschen-Kenners nennen, der hier die lächerlichste Widersprüche des menschlichen Herzens einander entgegen setzet. Seinem Durchleuchtigsten Untergebenen, dem Prinzen von Burgund, dürfte wohl diese moralische Schilderey am wenigsten gefallen haben, je mehr er darinnen seine eigene Züge entdecken konte. Der Herr von Fenelon hat solche deswegen mit einer so lebhaften Art in dieser Fabel vorstellig gemacht, damit er sich erkennen und bessern mögte: welches ihm auch sehr wohl war von statten gegangen. Siehe la vie de Fenelon par Mr. Ramsay; It. Dessen geistliche Schriften, denen das Leben dieses grosen Prälatens mit ist beygefüget worden.

und wilder Dunst verwirret und verdunckelt sein Gehirn, wie die Dinte aus dem Dinten-Faß seine Finger beschmutzet. Gehet nicht zu ihm, um mit ihm von Dingen zu sprechen, die er vor einem Augenblick liebte. Die Ursach, warum er sie geliebet, macht, daß er sie nicht mehr leiden kan. Die Lustbarkeiten, darnach er so sehr verlanget, werden ihm verdrüßlich, man muß sie abbrechen. Er widerspricht alles, er beklagt sich selbst, er stichelt auf andere. Er wird böse darüber, wenn andre nicht wollen böse werden. Oefters schlägt er in die Luft, wie ein wütender Stier mit seinen spitzigen Hörnern gegen den Wind kämfen will. Wann ihm andre kein Anlaß geben, sie anzugreiffen, so hadert er mit sich selbst. Er schilt sich, er find sich zu allem untauglich, er verzagt, und nimt es sehr übel, wenn man ihn zu trösten sucht. Er will alleine seyn, und kan doch die Einsamkeit nicht leiden. Er komt wieder zu der Gesellschaft, und wird böse auf sie. Man schweigt still, aber auch dieses gezwungene Stillschweigen ist ihm zuwider. Spricht man ganz leise mit andern, so bildet er sich ein, man rede Ubels von ihm; Redet man aber laut, so findet er, daß man zu viel spricht, und daß man bey seiner Traurigkeit sich gar zu lustig gebehrdet. Ist man mit ihm traurig, so düncket ihm diese Traurigkeit ein Vorwurf seiner Fehler zu seyn. Man lacht, und er argwohnet, daß man über ihn spottet.

Was ist zu thun? soll man so standfest und so gedultig sich bezeigen, als er unerträglich ist? soll man mit Gelassenheit warten, bis er morgen wieder

wieder so gescheit werde, als er gestern gewesen ist. Diese seltsame Gemüths-Art gehet wieder weg, wie sie gekommen war. Wann sie ihm ankomt, so ist solches wie eine Feder in einer Maschine, die auf einmal stille steht. Er ist, wie man die Besessene abmahlet; seine Vernunft ist umgekehret; ja sie ist gleichsam die Unvernunft leibhaftig. Bringt ihn ein wenig auf, so wird er euch im hellen Tage behaupten, es sey Nacht; dann es ist weder Tag, noch Nacht, in einem solchen Kopf, den sein Eigensinn auseinander gebracht hat. Bisweilen muß er sich selbst über seine Ausschweifungen und über seine Wirbel verwundern. Er lächelt heimlich bey allem seinem Verdruß über die närrische Reden, die ihm entfahren.

Allein, wie kan man dergleichen Ungewitter vorher sehen, und ihm begegnen. Ich sehe darzu kein Mittel; Es giebt keine so gute Calender, welche dergleichen böse Witterungen vorher verkündigen. Saget mir nicht: Morgen wollen wir in Garten gehen, und uns recht lustig machen. Der Mensch von heute ist nicht der Mensch von Morgen; Derjenige, der euch heute was verspricht, verschwindet augenblicklich; ihr könt ihn nicht fassen, um ihn seiner Zusage zu erinnern: Ihr findet an seiner Stelle ein, ich weis nicht, was, das weder Gestalt, noch Namen hat, das keinen haben kan, und das ihr nicht zwey Augenblicke nach einander beschreiben könnet auf einerley Art. Studieret ihn recht aus, hernach sagt von ihm alles, was ihr wollt. Ein Augenblick darauf wird es nicht mehr wahr seyn, was ihr

gesagt habt. Dieses, ich weiß nicht was, will, und will auch nicht. Er drohet, und zittert; er vermengt die lächerlichste Regungen des Hochmuths mit denen allerunwürdigsten Niederträchtigkeiten. Er weinet, er lacht, er scherzet, er ist wütend. In seiner allerseltsamsten und unsinnigsten Wuth ist er lustig, beredtsam, scharfsinnig, voll neuer Einfälle, ohneracht ihm dabey nicht ein Schatten von Vernunft übrig ist. Hütet euch ja ihm nichts anders zu sagen, als was richtig, wohl überlegt, und vollkommen vernünftig ist; er wird sonst bald seinen Vortheil über euch sich aussehen, und euch wacker in die Enge schrauben. Er würde sogleich von seinem Unrecht haben auf das eurige kommen, und nur darinn vernünftig werden, um die Lust zu haben, euch zu überzeugen, daß ihr es nicht seyd. Ein Nichts kan ihn Himmel-hoch aufbringen. Allein, dieses Nichts, was ist draus worden? Es ist hin, man fragt nicht mehr darnach; Er weiß nicht mehr, wer ihn erzörnet hat, dieses weiß er nur, daß er sich erzörnet, und daß er sich erzörnen will, wiewohl er weiß solches auch nicht allemal selbst.

Er bildet sich oftmals ein, als wären alle, die mit ihm redeten, böse auf ihn, und daß er im Gegentheil derjenige sey, der sich zu bescheiden wisse; nichts anders, als wie die Gelbsüchtigen, welche meynen, alle Leute sähen gelb aus, obgleich das Gelbe nur in seinen eigenen Augen haftet. Vielleicht aber wird er einiger Personen verschonen, welchen er mehr als andern schuldig ist, oder welche er zu lieben scheinet? Nein, keineswegs: Sein wunderbares seltsames Wesen kennet keine

Person; er fällt ohne Wahl auf alles, was ihm vorkomt; der Erste, der ihm unter die Augen tritt, ist ihm gut genug, sich über ihn auszulassen; Es ist ihm alles gleich, wenn er nur sich erzürnet, er würde auf alle Menschen schimpfen. Er liebet niemand nicht, und wird auch von niemand nicht geliebt; Man verfolgt ihn, man verräth ihn; er ist niemand nichts schuldig, wer er auch sey. Verziehet aber nur ein wenig, sogleich habt ihr einen andern Auftritt. Er hat alle Leute nöthig, er liebet, man liebet ihn wieder; er schmeichelt, er rühret die Herzen, er bezaubert alle diejenige, die ihn nicht mehr leiden konten; Er bekennet, daß er Unrecht habe; er lacht über seine seltsame Grillen; er verstellt sich, und ihr meynet, er wär es selbst, wann er sich erzürnet, so sehr weiß er sich zu verstellen. Wenn er dann die Comödie also auf seine eigene Kosten eine Zeitlang gespielet hat, so glaubet ihr, er werde zum wenigsten niemals wieder einen Besessenen vorstellen. Aber ach! ihr betrüget euch, er wird es noch diesen Abend thun, um morgen wieder seiner zu spotten, ohne sich zu bessern.

Die XIV. Fabel.

Die Gedächtniß-Münze.

Ich glaube, Mein Herr, daß ich keine Zeit verliehren soll, euch von einer sehr merckwürdigen Sache Nachricht zu geben, und über welche ihr nicht unterlassen werdet, verschiedene

Betrachtungen zu machen. Wir haben hier zu Land einen Gelehrten, mit Namen, H. Wanden, welcher einen grosen Briefwechsel mit denen Kennern der Alterthümer in Italien unterhält: Er giebt vor, daß er von ihnen eine alte Gedenck-Münze empfangen hätte, die ich noch nicht habe können zu sehen bekommen, davon er aber Copien hat lassen nachprägen, die vollkommen wohl gemacht sind, und die, allem Ansehen nach, sich bald in alle Länder ausbreiten werden, wo wissenbegierige Leute sind. Ich hoffe, in wenig Tagen euch welche davon zu schicken. Biß dahin will ich euch von derselben eine solche genaue Beschreibung geben, als mir möglich seyn wird.

Von einer Seiten stellet diese Münze, welche sehr gros ist, ein Kind von einer sehr schönen und edlen Gestalt vor; Man siehet die Pallas, die solches mit ihrem Schild bedecket; Zu gleicher Zeit besäen die Gratien den Weg mit Blumen; Apollo, den die Musen folgen, reichet ihm seine Leyer. Venus zeiget sich in der Luft in ihrem mit Tauben bespannten Wagen, und lässet auf ihn ihren Gürtel herab fallen. Die Victoria zeiget ihm mit einer Hand einen Triumf-Wagen, und überreichet ihm mit der andern eine Crone: die Worte sind aus dem Horatius genommen:

Non sine dis animosus infans.

Die andere Seite ist sehr unterschieden: Es ist ganz kenntlich, daß eben dasselbe Kind hier vorgestellet wird; man sieht es an eben denselben Zügen; aber er hat um sich herum nichts, als lächerliche und abscheuliche Larven, giftige kriechen-

de

de Thiere, Ottern, Schlangen, Ungeziefer, Nacht-Eulen; wie auch ganz scheußliche Harpien, die allenthalben ihren Unflat hinwerfen, und die alles mit ihren eingebogenen Klauen zerreissen. Man siehet allda einen Trupp unverschämter und spöttischer Satyren, welche die seltsamste Gebehrden vorstellen, dabey lachen, und mit ihrem Finger auf den Schwanz eines ungeheuren Fisches weisen, an welchem der Leib dieses schönen Kindes sich endiget. Unten las man diese Worte, die, wie ihr wisset, ebenfalls aus dem Horatius sind:

Turpiter atrum desinit in piscem.

Die Gelehrten geben sich viele Mühe zu erforschen, bey welcher Gelegenheit diese Münze in dem Alterthum möge seyn geschlagen worden. Einige wollen behaupten, daß sie den Kayser Caligula vorstelle, der als ein Sohn des Germanicus in seiner Kindheit grose Hofnung, zum Besten des Reichs, von sich gegeben hatte; der aber darauf ein rechtes Ungeheuer wurde. Andere wollen, daß alles dieses auf den Nero zielte, dessen Anfang so glücklich, und das Ende so abscheulich war. Sowohl die ersten, als die andern, stimmen darinn mit einander überein, daß allhier ein junger Prinz von ausnehmenden Gaben vorgestellet wird, der alles von sich hoffen ließ; nachgehends aber diese von ihm geschöpfte Hofnungen zu Schanden machte.

Es giebt aber auch einige, die etwas mißtrauischer sind, und diese Münze nicht für alt halten wollen. Das Geheimniß, mit welchem der Herr

Wanden das Original davon verborgen hält, macht die Sache verdächtig. Man bildet sich ein, hier auf dieser Münze etwas zu sehen, das in unsere Zeiten einzuschlagen scheinet; vielleicht bedeutet solche eine grose Hofnung, welche unglücklich ausfallen wird; ja es scheinet, als wolte man dadurch einen gewissen jungen Prinzen vorstellig machen, dessen sämtliche gute Eigenschaften man durch gewisse Fehler, die man ihm Schuld giebt, zu verkleinern trachtet; dann der Herr Wanden liebet nicht allein die Wissenschaften, sondern ist auch ein Staats-Mann, und ein eifriger Partisan des Prinzen von Oranien, und man hat ihn in Verdacht, daß er, im Verständniß mit ihm, dergleichen Münze an alle Höfe suchte auszustreuen. Ihr werdet, mein Herr, am besten wissen, was man davon halten soll. Ich begnüge mich damit, daß ich euch von dieser Neuigkeit Bericht gegeben, über welche hier alle Gelehrten mit vielem Eifer urtheilen; und euch zugleich zu versichern, daß ich allzeit bin

Euer

Demüthiger und ergebenster Diener,
Bayle.*

Amsterdam / den 4. May 1691.

Die

* Dieser unter denen Gelehrten so wohl bekante Name ist nur deswegen unter diese Fabel gesezt worden, um dem Prinzen von Burgund den vorgegebenen Brief desto wahrscheinlicher zu machen. Man siehet hieraus, wie der Herr von Fenelon sich aller nur ersinnlichen Mittel bedienet hat, um seinen Prinzen auf eine gute Seite zu lencken, und ihm die wichtigste Wahrheiten beyzubringen.

Die XV. Fabel.

Fabel von einem Drachen und zweyen Füchsen.

Ein Drache bewahrte einen Schatz in einer tiefen Höhle; Er wachte Tag und Nacht, um ihn zu erhalten. Zwey Füchse, Ertz-Schelmen, und ihres Handwercks ausgelernte Diebe, suchten sich bey ihm auf allerhand Art einzuschmeicheln. Sie wurden seine Vertrauten; denen höflichsten und dienstfertigsten Leuten ist öfters am wenigsten zu trauen. Sie begegneten ihm wie einer Hohen Standes-Person, bewunderten seine Fantasien, waren immer seiner Meynung, heimlich aber lachten sie, daß sie ihn also zum besten hatten. Endlich kam es, daß er zwischen ihnen beyden einschlief, da erwürgten sie ihn, und bemächtigten sich seines Schatzes. Solcher mußte nun unter ihnen getheilet werden. Dieses war ein schwerer Handel; dann diese beyde Spitzbuben waren nur einig, um böses zu thun. Der eine fieng an zu moralisiren: was machen wir, sprach er, mit all dem Gelde? Es ist besser, wir gehen ein wenig auf die Jagd: das Metall läßt sich doch nicht essen; die Pistolen sind nicht wohl zu verdauen. Die Menschen sind wohl rechte Narren, daß sie so sehr diese falsche Reichthümer lieben. Laßt uns nicht so unsinnig seyn, wie sie. Der andre stellte sich, als ob er von dergleichen vernünftigen Vorstellungen gerühret wäre, und gab die Versicherung von sich, daß er als ein

Philosof-

Philosof, wie Bias, loben wolte, der alle seine Schätze mit sich trug. Ein jeder thate demnach, als ob er den Schatz wolte liegen lassen; allein, sie stellten sich einander Fallen, und zerrissen sich. Da sie nun also beyde in lezten Zügen lagen, sagte der eine zu dem andern, der eben so übel zugerichtet war, wie er: Was woltest du dann mit dem Gelde machen? Eben das, was du damit machen woltest, antwortete der andere. Ein Mensch, der vorüber gieng, vernahm ihre Begebenheit, und fand sie sehr närrisch. Ihr seyd es nicht weniger, als wir, sagt einer von den Füchsen. Ihr könt das Geld eben so wenig essen, wie wir, und tödtet euch gleichwohl einander, um solches zu haben. Unser Geschlecht ist zum wenigsten bisher noch so klug gewesen, um keine Münze unter uns einzuführen. Was ihr bey euch zu eurer Bequemlichkeit habt eingeführet, ist eben dasjenige, was euer Unglück macht. Ihr verliehret die wahrhafte Güter, um die eingebildete zu suchen.

Die *XVI.* Fabel.

Die beyde Füchse.

Zwey Füchse kamen Nachts mit List in einen Hüner-Stall; sie würgten den Hahn, die Hüner und die Jungen. Nach dieser Schlacht stillten sie ihren Hunger. Der eine, der jung und hitzig war, wolte alles auffressen; der andere aber, als ein alter Geitzhals, wolte aus Vorsichtigkeit davon einen Vorrath auffsparen;

Mein Kind, sprach er, die Erfahrung hat mich klug gemacht. Ich habe, seit dem ich in der Welt bin, gar vieles gesehen. Laßt uns unser Gut nicht in einem Tag verzehren: wir haben unser Glück gemacht; wir haben einen Schatz gefunden, man muß ihn zu Rath halten. Der junge antwortete darauf: Ich will alles essen, weil ich da bin, und mich für acht Tage ausfüttern; dann, daß wir sollen wieder kommen, das ist ein Mährgen; Morgen wird es nicht mehr gut hier aussehen: der Herr wird den Tod seiner Hüner zu rächen suchen, und uns todt schmeissen. Nach dieser Unterredung that jeder nach seinem Gutdüncken: der junge fraß so viel, daß er berstete, und kunte kaum wieder nach seinem Loch zurück kehren; Der alte, welcher sich für weit klüger hielt, daß er dergestalt seinem Appetit konte Einhalt thun und sparen, gieng den Tag darauf seine Beute abzulangen, und wurde vom Herrn erschlagen. Also hat ein jedes Alter seine Fehler: junge Leute sind hitzig, und in ihren Lüsten nicht zu ersättigen; die Alten aber unersättlich in ihrem Geitz.

Die *XVII.* Fabel.

Der Wolf und das Lamm.

DJe Schaafe waren sicher in ihrem Pferg; die Hunde schliefen; und der Schäfer spielte mit andern benachbarten Hirten unter einer grosen Ulme auf der Flöte. Ein Wolf kam durch

die Spalten des Zauns gekrochen, sich des Zustands der Schafe zu erkundigen. Ein junges Lamm, ohne Erfahrung, und das niemals nichts gesehen hatte, ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Was komt ihr hier suchen, sagt es zu dem Verschlucker? Das zarte und Blumen-reiche Gras, antwortete der Wolf; ihr wisset, daß nichts süser ist, als auf einer grünen Wiese, die mit Blumen geschmücket ist, zu weyden, um den Hunger zu stillen, und dabey aus einem klaren Bächlein zu trincken; Ich habe hier sowohl das eine, als das andere gefunden. Was soll man mehr wünschen? Ich liebe die Philosophie, welche uns lehret, mit wenigem zufrieden zu seyn. Es ist also nicht wahr, versezte das Lamm, daß ihr das Fleisch der Thiere esset, und daß ein wenig Gras euch genug ist? wann dieses ist, so laßt uns wie Brüder leben, und zusammen weyden. Alsobald gieng das Schaaf aus dem Pferg in die Wiese, wo der mäßige Philosof es in Stücken zerriß, und auffraß. Trauet nicht den schönen Worten der Menschen, die sich rühmen, tugendhaft zu seyn. Urtheilet nach ihren Wercken, und nicht nach dem, was sie sagen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Die *XVIII.* Fabel.

Der Kater und das Kaninichen.

Ein Kater, der sich gar ehrbar stellte, war in einen Garten kommen, wo viele Kaninichen sich aufhielten. Die ganze Republick gerieth

darüber in äussersten Schrecken, und ein jedes suchte sich so hurtig, als es konte, in sein Loch zu verbergen. Weil aber der neue Ankömling bey einer Höhle aufpaßte, so erschienen die Deputirten von dem Kanninichen-Volck, welches die fürchterliche Klauen an seinen Pfoten wahrgenommen hatte, an dem entferntesten Ort von dem Eingang der Höhle, um ihn zu fragen, was sein Verlangen wär. Er versicherte, mit einer freundlichen Stimme, daß er nur gekommen wär, um die Sitten der Völcker kennen zu lernen. Er wär ein Philosof, der alle Länder durchreiste, um von denen Gewonheiten aller Thieren eine Nachricht zu haben. Die Deputirten, einfältig und leichtglaubig, giengen darauf wieder zu ihren Mitbürgern, und sagten ihnen, daß dieser ansehnliche Fremdling, der so ein bescheidenes Wesen in seinem majestätischen Pelz von sich spüren ließ, ein Weltweiser sey, mäßig, uneigennüzig, friedsam: der nichts anders thäte, als von einem Land in das andre reisen, um seine Weisheit zu vermehren. Er habe schon viele Länder gesehen, wo er grose Wunder beobachtet hätte; daß es demnach ein Vergnügen seyn müßte, ihn erzehlen zu hören, und daß es keine Noth hätte, als ob er sich würde das Kaninichen-Fleisch gelüsten lassen, denn er glaubte als ein guter Bramine, die Verwandlung der Seelen, und genöße deswegen niemals einer Kost, welche lebendig gewesen wär. Diese schöne Rede bewegte die Versamlung. Vergeblich ließ ein alter verschlagener Kopf darunter sich vernehmen, der ein Gelehrter unter diesem Volck war, daß man so leicht hier nicht trauen

solte

solte, weil ihm der ernsthafte Philosof nicht wenig verdächtig vorkäme; Man gieng, seiner ungeacht, dem Braminen das Compliment zu machen, welcher gleich, zum freundlichen Grus, sieben oder acht dieser unglückseligen Leute erwürgte. Damit schlupften die andern hurtig wieder in ihre Löcher, nicht wenig erschrocken, und eben so beschämt über ihren begangenen Fehler. Dom Mittis, oder der Herr Kater, kam wieder an die Oefnung der Höhle, und protestirte mit der aufrichtigsten Art von der Welt, daß er die Mordthat ganz wider seinen Willen, und aus äusserster Noth gedrungen, begangen hätte. Er wolte hinfüro von andern Thieren leben, und mit ihnen eine ewige Bündniß schliessen. Darauf liessen sich die Kaninichen in Unterhandlung ein, ohne iedoch sich seinen Pfoten blos zu stellen. Die Unterhandlung dauerte lang, man hält ihn auf. Unterdessen schleicht sich ein Kaninichen, das hurtig auf den Beinen war, hinten aus dem Loch heraus, und gieng zu einem benachbarten Schäfer, der sonst damit seine Kurzweil hatte, die Kaninichen in einem Teich zu fangen, und sie mit Wachholder-Beeren zu nähren. Der Schäfer, ganz erzörnt auf den verwegenen Kater, der ein so nützliches Volck vertilgen wolte, lauft mit Bogen und Pfeilen hurtig hinzu: er sah den Kater, der auf nichts, als auf seine Beute lauerte, und schoß ihn mit seinen Pfeilen nieder. Der sterbende Kater brach darauf in diese letzte Worte aus: Wer einmal betrogen hat, der findet keinen Glauben mehr bey niemand; man wird gehaßt, gefürcht, und verwickelt sich endlich in seine eigne Netze.

Die

Die XIX. Fabel.

Die zwey Mäuse.

Eine Maus, welche des Lebens überdrüßig war, daß sie so immerfort in Gefahr und in Furcht, wegen denen Mittis und Rodilardus schweben mußte, welche unter dem Maus-Volck ein so groses Blut-Bad anrichteten, rief ihrer Gevatterin, welche sich in einem Loch in der Nachbarschaft befand. Ich habe, sagte sie, einen guten Einfall gehabt. Ich las dieser Tagen in einem gewissen Buch, woran ich nagte, daß ein gewisses schönes Land soll seyn, mit Namen, Indien, worinnen unsere Nation besser gehalten wird, und sicherer seyn soll, als allhier. In diesem Land lehren die Weisen, daß die Seele einer Maus vor diesem soll die Seele eines grosen Feld-Obersten, eines Königes und eines wunderwürdigen Fackirs gewesen seyn, und daß sie nach dem Tod der Maus könte in den Leib eines schönen Frauenzimmers, oder eines grosen Pendiars kommen, wenn ich mich recht besinne, so heißet solches Metamphycosis. In dieser Meynung tractiren sie alle Thiere mit einer brüderlichen Freundlichkeit; Man siehet ganze Spitäler von Mäusen, die man daselbst in die Kost thut, und als Leute von groser Wichtigkeit zu unterhalten pflegt. Kommet, meine Schwester, laßt uns in ein solches Land reisen, wo eine so schöne Policey ist, und wo man uns nach Verdiensten zu begegnen weiß. Die Gevatterin antwortete ihr: Allein,

meine Schwester, kommen dann keine Katzen in die Spitåler? Wann dieses wår, so würden sie in kurzer Zeit eine Menge Metamphycoses oder Verwandlungen machen: ein einziger Biß mit ihren Zåhnen, oder ein Streich mit ihren Pfoten würde einen König oder Fackire machen: Ein Wunder, dessen wir sehr gern überhoben seyn werden. O fürchtet dieses nicht, sagte die erste; Es ist in diesem Land eine trefliche Ordnung: die Katzen haben ihre Håuser, wie wir die unserigen, und sie haben auch ihre Spitåler für ihre Krancken, welche abgesondert sind. Nach dieser Unterredung machten sich unsere beyde Måuse miteinander auf den Weg, sie begaben sich auf ein Schiff, welches eine weite Reise zu thun hatte, indem sie sich des Abends vorher auf dem Ancker-Seil hinüber machten. Man seegelt ab: sie sind voller Freuden, daß sie nun auf dem Meer entfernt von der abscheulichen Erde waren, auf welcher die Katzen eine solche Tyranney ausübten. Die Schiffahrt gieng glücklich von statten: sie kamen nach Surata, nicht wie die Kaufleute daselbst grose Schåtze zu samlen; sondern nur, um von denen Indianern wohl tractiret zu werden. Kaum waren sie in ein Haus getreten, worinnen die Måuse verpfleget wurden, so wolten sie darinn die obere Stellen haben. Die eine gab vor, wie sie sich noch erinnerte, daß sie vordeme, auf denen Malabarischen Küsten, ein berühmter Bramine gewesen wår; Die andere versicherte für ganz gewiß, daß sie in demselbigen Land eine schöne Dame mit langen Ohren gewesen sey. Sie machten sich damit so breit, daß die Indianische Måuse ihren Hochmuth

Hochmuth nicht mehr vertragen konten. Da gab es einen einheimischen Krieg; Man stürmte ohne Barmherzigkeit auf diese beyde Fremdlinge los, welche andern wolten Gesetze vorschreiben. An statt von denen Katzen verzehret zu werden, wurden sie von ihren eigenen Schwestern ums Leben gebracht. Man mag so weit gehen, als man will, um die Gefahr zu vermeiden, wo man nicht bescheiden und vernünftig ist, da suchet man aller Orten nur sein eigen Verderben.

Die XX. Fabel.

Die Versamlung der Thiere, um einen König zu wählen.

Nachdem der Löwe gestorben war, kamen alle Thiere hinzugelauffen, um die Löwin, dessen Witwe, zu trösten, welche mit ihrem Geschrey die Berge und Wälder erfüllete. Da sie nun allesamt derselben ihr Compliment gemacht hatten, begunten sie die Wahl eines neuen Königs: die Crone des Verstorbenen war in der Mitte der Versamlung ausgesezt. Der junge Löwe war noch zu klein, und zu schwach, um das Reich über so viele stolze Thiere zu erhalten. Lasset mich wachsen, sprach er, ich werde schon regieren, und mich fürchten machen können, wenn die Reihe wird an mich kommen. Unterdessen will ich die Geschichten von denen schönen Thaten meines Vaters lesen, um demselben dermahleins darinn nachzuahmen. Was mich anlangt, sagte der

Leopard, so verlang ich gecrönet zu seyn, dann ich gleiche dem Löwen mehr, als alle Prätendenten. Ich aber, sprach der Bär, behaupte, daß man mir Unrecht gethan hat, da man mir den Löwen vorzog. Ich bin starck, muthig, und eben so reissend, wie der Löwe; ja ich habe noch einen besondern Vortheil vor ihm darinn voraus, daß ich kan auf die Bäume klettern. Ich lasse euch urtheilen, meine Herren, fieng darauf der Elephant zu reden an, ob mir wohl einer den Ruhm kan strittig machen, das gröste, das stärckste und das ansehnlichste unter allen Thieren zu seyn. Ich bin das alleredelste und schönste unter allen, sagte darauf das Pferd. Ich aber, versezte der Fuchs, bin das allerlistigste; und ich das hurtigste im Lauffen, ließ sich der Hirsch vernehmen. Wo werdet ihr, sprach der Affe, einen artigern und lustigern König finden, als mich? Ich werde meinen Unterthanen täglich neue Ergötzlichkeiten verschaffen; Ich gleiche auch überdem dem Menschen am meisten, welcher der wahre König in der ganzen Natur ist. Worauf der Papogay folgendergestalt sich vernehmen ließ: Weil du dich rühmest, dem Menschen ähnlich zu seyn, so kan ich mich gleicher Vorzüge rühmen; Du gleichest ihm nur allein durch dein garstiges Gesicht und durch etliche lächerliche Grimassen; Was mich aber betrift, so gleich ich ihm in der Stimme, welche das Kennzeichen der Vernunft und die gröste Zierde des Menschen ist. Schweige, du leichtfertiger Schwätzer du, antwortete der Affe, du redest, es ist wahr, aber nicht wie der Mensch; du schwätzest immer einerley, ohne daß du weißt, was du

sprichst.

sprichst. Die Versamlung hatte ihr Gespött über diese beyde böse Copisten der Menschen; und man gab die Crone dem Elephanten, weil er zugleich Stärcke und Weisheit besaß, ohne die Grausamkeit der wütenden Thiere, noch die thörichte Eitelkeit von so vielen andern zu haben, als welche jederzeit wollen für etwas angesehen seyn, das sie doch nicht sind.

Die XXI. Fabel.

Der Affe.

Es war kaum der Schatten eines alten bösen Affens, da er gestorben war, in dem Reich des Pluto angekommen, so verlangte er schon wieder zu denen Lebendigen zurück zu kehren. Pluto wolte ihm den Leib eines schweren und tummen Esels anweisen, und seine List, seine Lebhaftigkeit und seine Bosheit dadurch zu bestrafen. Allein er machte so viele kurzweilige und lustige Sprünge, daß der sonst unbewegliche König der Höllen sich nicht des Lachens enthalten konte; Er ließ ihm also die Wahl zu seiner Standes-Veränderung: er bat sich demnach den Leib eines Papogayen zur Wohnung aus. Zum wenigsten, sprach er, erhalt ich dadurch einige Gleichheit mit denen Menschen, dem ich so lang nachgeahmet hatte. Als ich ein Affe war, macht ich solche Grimassen, wie sie, und als Papogay werde ich mich in ihre artigste Gespräche mischen. So bald die Seele des Affens dieses neue Handwerck trieb,

kaufte ihn eine alte geschwätzigte Frau. Er war ihre gröste Ergötzlichkeit: sie setzte ihn in einen schönen Kefig; Er hatte die niedlichste Tafel, und plauderte den ganzen Tag mit seiner alten Närrin, welche keine vernünftigere Sachen vorbrachte, als er. Er fügte zu seinem neuen Talent jedermann den Kopf voll zu schreyen, noch etwas von seiner alten Profeßion. Er bewegte sein Köpfgen auf eine lächerliche Art. Er knackte mit seinem Schnabel; er schäckerte mit seinen Flügeln, und machte mit seinen Pfoten allerhand Sprünge, die noch seine alte Fratzen vorstelleten. Die Alte nahm alle Augenblick ihre Brille, um ihn zu bewundern. Sie ärgerte sich gewaltig, daß sie schon ein wenig taub war, und deswegen verschiedene Worte von ihrem Papogay verlohr, dessen Verstand sie mehr als menschlich fand. Der Papogay wurde dadurch verzogen, und begunte liederlich, unverschämt und närrisch zu werden. Er lärmte so sehr in seinem Kefig, und soff mit der Alten so viel Wein, daß er darüber starb. Damit kam er wieder zu dem Pluto, welcher ihn vor dißmal in den Leib eines Fisches wolte einquartiren, um ihn sprachlos zu machen; allein er wußte abermals durch seine Possen sich dem König der Schatten gefällig zu machen; und die Fürsten widerstehen nicht leicht denen Bitten kurzweiliger Räthe, die ihnen schmeicheln: Pluto vergönnte ihm also in den Leib eines Menschen zu fahren; weil aber doch dieser Gott sich schämte, ihn in den Leib eines klugen und tugendsamen Menschen zu schicken, so bestimte er denselben für einen langweiligen und verdrießlichen Redner, welcher

log,

log, sich immer selbst berühmte, lächerliche Gebehrden machte, über iederman spottete, die artigste und vernünftigste Gespräche stöhrte, um nichts als die gröbste Thorheiten vorzubringen. Mercurius, der ihn in diesem neuen Stand erkante, sprach zu ihm im lachen: Ho, ho, ich kenn dich schon, du bist nichts anders als ein zusammen gesezter Affe und Papogay, welche ich vor diesem gesehen habe. Wer dir deine Gebehrden und deine Worte nehmen solte, die du auswendig, ohne Verstand, gelernet hast, der würde dir gar nichts lassen. Aus einem artigen Affen und aus einem guten Papogay kan man nichts anders als einen närrischen Menschen machen. O wie viel Menschen sind in der Welt, welche durch ihre Grimassen und ein wenig Geplauder sich ein groses Ansehen geben, und doch weder Vernunft noch Klugheit besitzen.

Die *XXII.* Fabel.

Die zwey junge Löwen.

Zwey junge Löwen wurden zusammen in einem Wald aufgezogen: sie waren von einem Alter, von einerley Gröse, von gleicher Stärcke. Der eine wurde auf der Jagd des grosen Mogols in einem Netz gefangen: der andere blieb auf denen hohen und unzugänglichen Gebürgen. Der Gefangene wurde nach Hof gebracht, wo er sehr köstlich lebte: man gab ihm täglich ein Scha zu

verzehren, er schlief in einem besondern Zimmer, wo man sich angelegen sein ließ, ihn weich zu betten. Ein Beschnittener muste ihm täglich zweymal die lange goldene Haare kämmen. Wie er zahm war, liebkosete ihm öfters der König selbst, er war fett, glatt, rund, und hatte ein ganz prächtiges Ansehen; dann er trug ein goldenes Halß-Band, und an seinen Ohren hiengen Perlen und Diamanten: Er verachtete alle andere Löwen, welche in denen benachbarten Zimmern sich befanden, die nicht so schön, wie das seinige waren, und welche nicht in solcher Gnade stunden, wie er. Diese Glückseligkeiten machten ihm das Herze schwellen; Er meynt, eine Person von groser Wichtigkeit zu seyn, weil man ihm so viele Ehre anthat. Der Hof, woran er Figur machte; flöste ihm die daran gewöhnliche Ehrsucht ein. Er meynte, er wäre nun wircklich ein Held worden, wann er in denen Wäldern sich aufgehalten hätte. Eines Tags floh er, weil man ihn nicht mehr an Ketten legte, in den Wald, und kam in das Land, wo er war gebohren worden. Es war eben damals der König von der Nation der Löwen mit Tod abgangen, und man versamlete die Staaten, um einen Nachfolger zu wehlen. Unter vielen Prätendenten war einer, der alle andere an Stolz und Tapferkeit übertraf; dieses war der andere junge Löwe, der nicht aus seiner Wüsteney gekommen war; dieser hatte, mittlerweile daß sein Mitgesell sein Glück bey Hof gemacht hatte, öfters seinen Muth durch einen grausamen Hunger geübet: Er war nur allein gewohnt, sich in denen grösten Gefährlichkeiten und Kämpfen zu ernähren. Er zerriß ganze Heerden mit samt denen Schäfern;

Er

Er war mager, borstig, entsetzlich: Feuer und Blut schimmerten in seinen Augen; er war leicht, hatte starcke Nerven u. Sennadern, er war gewohnt zu klettern, und mit schneller Gewalt auf etwas loszugehen, unerschrocken gegen die Wurf- und Bogen-Pfeile. Die beyde alte Cameraden traten gegen einander den Kampf an, um dadurch auszumachen, welcher von ihnen beyden der würdigste sey zu regieren; allein, eine alte Löwin, die klug und erfahren war, und deren Rathschläge die ganze Republick in hohen Ehren hielte, war der Meynung, man solte demjenigen die Crone geben, der die Politic bey Hofe studiret hatte. Verschiedene murreten darüber, daß sie eine stolze und wohllüstige Person einem Kriegs-Helden vorziehen wolte, der durch Müh und Gefahr gelernet hätte, grose Sachen auszuführen. Dem ungeacht ließ man den Rath der alten Löwin gelten, man sezte den Löwen von Hof auf den Thron. Dieser neue König verzärtelte sich alsobald in denen Wohllüsten; er liebte nur den Pracht; er bediente sich der List und des Betrugs, um seine Grausamkeit und Tyranney zu verbergen. Er wurde gehaßt, verschmäht und verflucht. Da sagte die alte Löwin: Es ist Zeit, ihn vom Thron zu stossen. Ich wußte wohl, daß er nicht würdig war, König zu seyn; aber ich wolte, daß ihr einen verzärtelten und durch die Politic verdorbenen König haben mögtet, damit ihr desto besser den Wehrt eines andern mögtet schätzen lernen, der das Königreich durch seine Gedult und durch seine Tapferkeit verdienet. Jetzo ist es Zeit, einen mit dem andern streiten zu lassen. Alsobald brachte man sie zusammen in ein gesperrtes Feld,

wo die beyde Kämpfer der Versamlung zum Schauspiel dienten; allein das Schauspiel währte nicht lang. Der weichliche Löwe zitterte, und hatte nicht das Herz, sich gegen den andern zu stellen: er nahm schändlich die Flucht, und verbarg sich. Der andere verfolgt und beschimpfet ihn. Allesamt schrien, man muß ihn erwürgen und in Stücken zerreissen. Nein, nein, antwortete der andere: Wenn man einen so verzagten Feind hat, so wär es eine Schande, ihn zu fürchten. Ich will, daß er lebe; er ist nicht wehrt, daß er sterbe. Ich werde wohl regieren können, ohne mich um ihn zu bekümmern. In Wahrheit, der tapfermüthige Löwe regierte mit Weisheit und Macht: Der andere war sehr froh, daß er ihm nur dorfte die Aufwartung machen, um von ihm noch ein wenig Fleisch zu bekommen, und sein Leben in einem schändlichen Müßiggang hinzubringen.

Die *XXIII.* Fabel.

Die Bienen.

Ein junger Prinz gieng bey der Zurückkunft des Zephirs, wo die ganze Natur sich neu belebet, in einem vortreflichen schönen Garten spatzieren. Er hörte ein starckes Geräusch, und sah einen Bienen-Stock. Er näherte sich diesem Schauspiel, welches für ihn etwas ganz neues war. Er bemerckte mit Verwunderung den Fleiß, die Sorgfalt und die Ordnung dieser kleinen Republick.

Die

Die Zelten wurden aufgebaut, und bekamen ein ordentliches Ansehen. Ein Theil von denen Bienen erfüllten sie mit ihrem süsen Nectar; die andere brachten Blumen, welche sie unter allen Schätzen des Frühlings ausgesucht hatten. Der Müßiggang und die Faulheit waren aus diesem kleinen Staat verbannet: Alles war darinn in Bewegung, jedoch ohne alle Unordnung und Verwirrung; die Ansehnlichsten unter denen Bienen führten die andern an, diese gehorsameten ohne Murren und ohne Eifersucht denen, die über ihnen waren.

Da nun der junge Prinz diese ihm unbekante Dinge also betrachtete, kam eine Biene, welche alle andere für ihre Königin halten, zu ihm hingeflogen, und sagte ihm: Die Betrachtung unserer Arbeit und unsers Betragens vergnüget euch; aber sie soll noch mehr euch unterweisen. Wir dulden unter uns keine Unordnung, noch Leichtfertigkeit: man achtet bey uns nur allein den Fleiß und solche Gaben, welche unserer Republick nützlich seyn können. Die Verdienste allein sind die einzige Mittel zu hohen Ehren-Stellen zu gelangen. Wir beschäftigen uns Tag und Nacht mit solchen Dingen, davon die Menschen allezeit den Nutzen ziehen. Ich wünsche, daß ihr dermaleins seyn möget wie wir, und in dem menschlichen Geschlecht die Ordnung einführen, die ihr an uns bewundert.

Die

Die *XXIV*. Fabel.

Die Biene und die Fliege.

Eines Tags sah eine Biene eine Fliege an ihrem Stock. Was hast du hier zu thun, fragte sie dieselbe mit einem wůtenden Thon. Es ziemet sich wahrhaftig wohl fůr dich, du wůstes Thier, dich unter die Kőniginnen der Luft zu wagen. Du hast Recht, antwortete die Fliege darauf ganz kaltsinnig: man hat alzeit Unrecht, sich einem so schwärmenden Volck zu nähern, wie ihr seyd. Nichts ist weiser, als wir, sagte die Biene; wir allein haben Gesetze und eine wohl eingerichtete Republick; wir langen nur den Saft aus wohlriechenden Blumen: wir machen nur den kostbarsten Honig, der dem Nectar gleichet. Packe dich weg aus meiner Gegenwart, du schändliche unverschämte Fliege, du thust nichts als Brummen, und deine Nahrung auf dem Unflat suchen. Wir leben, wie wir kőnnen, sprach die Fliege: die Armuth ist kein Laster; wohl aber der Zorn: Ihr macht sůsen Honig; euer Herz aber ist immer bitter: ihr seyd klug in euren Gesetzen; aber ungestům in eurer Auffůhrung. Euer Zorn, der eure Feinde beleidiget, giebt euch den Tod, und eure thőrigte Grausamkeit thut euch mehr Schaden als jemanden. Es ist besser, weniger leuchtende Vortreflichkeiten und desto mehr Bescheidenheit zu haben.

Die *XXV.* Fabel.

Die Bienen und die Seyden-Würme.

Eines Tags stiegen die Bienen bis in den Olympus zu denen Füsen des Jupiters, um denselben zu bitten, sich derjenigen Sorgfalt zu erinnern, die sie für seine Kindheit bezeiget, da sie ihn mit ihrem Honig auf den Berg Ida genähret hatten. Jupiter wolte ihnen deswegen den ersten Rang unter allen kleinen Thieren zustehen. Minerva aber, als Vorsteherin der Künste, stellte ihm vor, daß noch eine andere Gattung von Thieren wär, welche denen Bienen die Ehre nützlicher Erfindungen strittig machte. Jupiter wolte ihren Nahmen wissen: Solches sind die Seyden-Würme, antwortete sie. Also bald befahl der Vater der Götter dem Mercur, auf denen Flügeln der angenehmen Zephyr einige Deputirten von diesem kleinen Volck herbey zu bringen, um beyde Partheyen zu vernehmen. Die Abgesandten von denen Bienen stellten die Süsigkeit des Honigs, als den Nectar des Menschen, vor; erwehnte dabey seiner Nutzbarkeit und der ungemeinen Kunst, womit er zubereitet würde. Hierauf rühmte sie die Weisheit der Gesetze, welche die fliegende Republick der Bienen in Ordnung hielt. Kein andere Gattung von Thieren, sagte die Rednerin, hat diesen Ruhm, und dieses ist eine Vergeltung, daß sie den König der Götter in einer Grotte genähret haben. Uberdem, fuhr sie fort, so haben wir auch

eine

einen kriegerischen Muth, wann der König unsere Völcker zum Streit aufmuntert. Solten wohl diese Würme, dieses heßliche und verächtliche Ungeziefer, sich unterstehen, uns den Rang zu dispu-tiren? Sie können nichts als kriechen, mitlerweile wir durch einen edlen Flug uns erheben, und mit unsern vergüldeten Fittichen uns bis zu denen Sternen empor schwingen. Hierauf ließ sich der Redner der Seyden-Würme folgender gestalt vernehmen: Wir sind nur kleine Würme, es ist wahr, und wir haben weder so viel Herzhaftigkeit Kriege zu führen, noch solche kluge Gesetze; allein, ein jeder von uns zeiget die Wunder der Natur, und verzehret sich durch seine nützliche Arbeit. Ohne Gesetze leben wir im Frieden, und man sieht niemals keine einheimische Kriege bey uns; mittlerweile daß die Bienen, bey jeder Veränderung ihres Königes, sich einander selbst ums Leben bringen. Wir haben die Tugend des Protheus, um die Gestalt zu verändern. Bald sind wir nur kleine Würme, die aus zwölf Ringen bestehen, mit allerhand der lebhaftesten Farben durchlauffen, die man auf denen Blumen-Betten bewundert. Hernach, so spinnen wir, die Menschen bis zum Thron mit unserer Arbeit zu begleiten, und damit die denen Göttern geweihete Tempel auszuzieren. Diese so schöne und dauerhafte Bekleidungen sind noch wohl des Honigs wehrt, der bald verdirbt. Endlich verwandeln wir uns in einen Dattel-Kern, der sich regt und bewegt, und immerfort das Leben an sich spüren läst. Nach diesen Wundern werden wir auf einmal in Fleder-Mäuse verwandelt, und bekommen einen Glanz von den allerreichsten Farben. In

die-

diesem Stand weichen wir fürwahr denen Bienen, um uns mit einem kühnen Flug bis nach dem Olympus zu erheben. Urtheilet nun, o Vater der Götter! Jupiter, der sehr zweifelhaft war, was er in dieser Sach für einen Spruch geben solte, erklärte sich endlich dahin, daß die Bienen den ersten Rang behalten solten, wegen ihren alten Rechten, die sie bisher besessen hatten. Wie solte ich sie, sprach er, herunter setzen? Ich bin ihnen allzusehr verbunden; allein ich glaube, daß die Menschen denen Seyden-Würmen mehr schuldig sind.

Die XXVI. Fabel.

Vom Kautz.

Ein junger Kautz, der sich hatte in einer Quelle gesehen, und schöner fand, ich sage nicht, wie der Tag, dann er fand ihn sehr unangenehm, sondern wie die Nacht, welche für ihn die gröste Annehmlichkeiten hatte, sprach bey sich selbst: Ich habe denen Gratien geopfert: Venus hat über mich in meiner Geburt ihren Gürtel gelegt; die zärtliche Liebes-Götter, die nur Schmerz und Lachen begleitet, hüpfen um mich herum, um mir zu liebkosen. Es ist Zeit, daß der blonde Hymen komme, und mir so liebreizende Kinder gebe, wie ich; sie werden die Zierde der Wälder und die Lust der Nacht seyn. Würde es nicht Schade darum seyn, wann das alte Geschlecht der allervollkommensten Vögel aussterben solte? Glückselige

Braut, die ihr Leben zubringen wird, mich zu sehen! In diesen Gedancken sandte er die Krähe zu dem Adler, dem König der Lüfte, bey demselben um dessen Tochter, einer kleinen Adlerin, die Anwerbung zu thun. Die Krähe hatte Mühe, sich zu dieser Gesandschaft zu bequemen: Ich werde übel empfangen werden, sprach sie, eine so übel sich zusammen schickende Heyrath vorzuschlagen. Wie? der Adler, der so kühn seine Blicke in die Sonne schiessen lässet, der solte sich mit euch vermählen, der ihr doch nicht einmal die Augen eröfnen könnet, dieweil es Tag ist? Dieses ist ein Mittel, daß die zwey Vermählte niemals beysammen werden seyn; Eines wird den Tag, das andere die Nacht ausgehen. Der Kautz, stolz und verliebt in sich selbst, wolte nichts hören. Die Krähe, um sie zu befriedigen, gieng und begehrte für ihn die Adlerin. Man spottete über den närrischen Antrag; der Adler antwortete: Wann der Kautz mein Tochtermann sein Will, so mag er bey dem Aufgang der Sonnen zu mir komen, und mich mitten in denen Lüften begrüssen. Das Käutzlein, das grose Meynungen von sich hatte, wolte es thun. Seine Augen aber wurden alsobald durch die Strahlen der Sonnen geblendet, und fiel von oben aus der Luft auf einen Felsen. Alle Vögel warfen sich auf ihn, und rissen ihm seine Federn aus. Er war noch sehr glücklich, daß er ein Loch fand, um sich darinn zu verbergen, und die Nacht-Eule zu heyrathen, die für ihn eine würdige Gemahlin abgab. Ihre Hochzeit wurde in der Nacht gefeyret, und sie fanden sich eines das andere sehr schön und sehr angenehm. Man muß nichts suchen,

chen, das über uns ist, noch sich mit seinen Vortheilen schmeicheln.

Die *XXVII.* Fabel.

Von dem Schäfer Cleobulus und der Nymphe Phidile.

Ein in Gedancken sich quälender Schäfer trieb seine Heerde auf die beblümte Ufer des Flusses Achelous. Die Faunen und die Satyren, welche in denen benachbarten Wäldern verborgen sich aufhielten, danzeten nach dem süsen Schall der Flöte auf dem Grase: Diese unter denen Wellen verborgene Nayaden kamen herbey, und huben ihre Häupter aus dem Schilf empor, um ihre Lieder anzuhören. Achelous selbst stüzte sich auf seinen abhängenden Krug, und zeigte seine Stirne, wo seit dem, daß er mit dem grosen Hercules sich gerauffet hatte, ihm nur das eine Horn noch übrig geblieben war: Diese Music vertrieb eine kurze Zeit die Schmerzen dieses überwundenen Gottes. Der Schäfer fande sich wenig gerühret, allhier die Nayaden zu sehen, welche ihn bewunderten. Er gedachte nur an die Schäferin Phidile, sie war einfältig, aufrichtig, ohne einigen Putz: sie hatte nichts von einem verführischen Glanz, damit das Glück zu schimmern pflegt: die Gratien hatten sie allein mit ihren eignen Händen ausgeschmückt. Sie gieng aus ihrem Dorf, in Meynung ihre Schafe zu weyden. Sie allein wußte nicht, daß

sie schön war. Alle andere Schäferinnen waren darüber eifersüchtig. Der Schäfer liebte sie, und war zu blöd, es ihr zu sagen. Was er am meisten an ihr liebte, war diejenige einfältige und ernstliche Tugend, womit sie ihre Liebhaber von sich abwies, welches die schönste Reitzung ihrer Schönheit gab; allein die Liebe, welche sinnreich ist, findet leicht diejenige Kunst, etwas vorzustellen, das man sich nicht unterstehet, offenherzig zu sagen. Er sang demnach alle die lieblichste Lieder, um eines zu finden, welches seine Schäferin rühren könte. Sie wußte, daß sie die Tugend der Helden liebte, welche sich einen grosen Ruhm durch ihre Tapferkeit erworben hatten. Er besang deswegen unter einem andern Nahmen seine eigene Begebenheiten; dann zu derselben Zeit waren die Helden selbst noch Schäfer, und verachteten keineswegs den Hirten-Stab. Er sang demnach folgender Gestalt:

Da Polynice gieng die Stadt Thebe zu belagern, um seinen Bruder Etheocles vom Thron zu stürzen, erschienen alle Könige von Griechenland in Waffen, und stiessen mit ihren Wagen gegen die Belagerten. Adrastus, der Schwieger-Vater des Polynice, warf die Soldaten und ihre Haupt-Leute zu Boden, wie eine scharfschneidende Sichel die zeitige Früchte abwirft. Auf der andern Seiten kam der göttliche Amphiraus, der sein Unglück hatte voraus gesehen, er mengte sich in den Streit, und wurde auf einmal von der Erde verschlungen, die ihren Abgrund eröfnete, um ihn in die dunckele Gegenden des Stix hinab zu stürzen. In seinem Fall beklagte er sein Unglück, daß er ein ungetreues Weib hatte. Nicht weit davon sah man die beyde

Brü-

Brüder, Söhne des Oedipus, die sich mit Wuth einander angriffen. Sie rollten sich im Sand herum, wie der Leopard und der Tyger, die sich zwischen denen Felsen des Caucasus zerreissen; ein jeder schien nach dem Blut seines Bruders zu dürsten. Während dieses grausamen Schauspiels, kämpfte Cleobulus mit einem tapfern Thebaner, welchen der Gott Mars schier unüberwindlich gemacht hatte. Der Pfeil des Thebaners, durch denselben Gott geleitet, durchstach den Halß des Cleobulus, welcher sich hurtig umkehrte; indem sties ihn Cleobulus seinen Wurfspieß bis in die Eingeweide; das Blut des Thebaners risselt aus seinen Wunden. Seine Augen verdunckelen sich, sein gutes Ansehen und sein Hochmuth verlassen ihn, der Tod beraubt ihn aller Schönheit; seine junge Gemahlin stehet auf einem hohen Thurn, siehet ihn sterben, und ist darüber untröstbar. In seinem Unglück, find ich, daß er glücklich war, indem er geliebt und beklaget wurde: Ich würde, wie er, vergnüget sterben, wenn ich auf gleiche Art könte geliebet werden. Worzu dienen uns die Tapferkeit und die Ehre der allerruhmreichsten Thaten? Worzu dienet die Jugend und die Schönheit, wenn man nicht gefallen, noch dasjenige rühren kan, was man liebet?

Die Schäferin, welche ein so zärtliches Lied mit Aufmercksamkeit angehöret hatte, begriff gar leicht, daß dieser Schäfer Cleobulus der Uberwinder des Thebaners sey. Sie wurde empfindlich, daß er bey denen Annehmlichkeiten, die seine Gestalt zierten, und bey dem Leiden, welches er ihr zu erkennen gab, auch solchen Ruhm erlanget hatte.

Sie gab ihm ihre Hand und ihr Herz. Ein glückseliges Band vereinigte sie beyde; ihr Glück aber wurde bald von denen benachbarten Schäfern und Feld-Göttern beneidet. Sie genossen bey ihrer Vereinigung, bey ihrer unschuldigen Lebens-Art, und bey ihrer Land-Lust, das süse Schicksal des Philemons und der Baucis bis in das späteste Alter.

Die *XXVIII.* Fabel.

Chromys und Mnasyle.

Chromys.

Dieser Wald giebt die angenehmste Erfrischung: die Bäume sind gros, die Aeste dicht, die Gänge dunckel: man hört darinn nichts, als den Gesang der Nachtigallen, welche von ihrer Liebe singen.

Mnasyle. Es finden sich hier noch andere Schönheiten, welche noch reitzender sind.

Chromys. Was dann? wilst du von diesen Bild-Säulen reden? Ich finde sie eben so schöne nicht. Sehet hier eine, die ziemlich grob ist.

Mnasyle. Sie stellet einen Faunus vor; aber lasset uns nicht davon sprechen; dann du kennest einen von unsern Schäfern, der schon alles gesagt hat, was man davon sagen kan.

Chromys. Wie dann! ist es etwa der andere, der über dem Brunnen schwebet?

Mna-

Mnasyle. Nein, ich rede nichts davon: der Schäfer Lycidas hat ihn mit seiner Flöten besungen, und ich werde mich wohl in Acht nehmen, etwas nach ihm zu loben.

Chromys. Was ist es dann? Ist es etwa diese Statua, die ein schönes Weibs-Bild vorstellet?

Mnasyle. Ja, sie hat nicht das bäurische Wesen von denen beyden andern: Auch stellet sie eine grösere Gottheit vor. Es ist Pomona, oder wenigstens eine Nymphe. Sie hält in der einen Hand ein Horn des Uberflusses voll der allersüsesten Früchten des Herbsts: In der andern trägt sie ein Geschirr, woraus in der Menge allerhand Münz-Stücken heraus fallen; also hält sie zu gleicher Zeit die Früchte der Erden, welche die Reichthümer der einfältigen Natur und diejenige Schätze sind, denen die Kunst der Menschen einen so hohen Preiß beyleget.

Chromys. Sie hängt den Kopf ein wenig, warum dieses?

Mnasyle. Es ist wahr: es komt daher, daß alle Figuren, die für erhabene Stellen gemacht, und von unten auf müssen gesehen werden, besser ins Auge fallen, wenn sie ein wenig vor sich nach denen Anschauern hängen.

Chromys. Was bedeutet dann dieser Kopf-Putz? sie ist unseren Schäfern unbekant.

Mnasyle. Sie ist doch sehr natürlich, und deswegen nicht minder schön. Die Haare sind auf der Stirne wohl getheilet, sie hängen ein wenig in ungekünstelten Locken nach der Seiten, und schlingen sich hinten in einen Knopf.

Chromys. Und warum hat dieses Kleid so viele Falten?

Diese Kleidung ist eben so natürlich, sie ist mit einem Gürtel angeschlossen, damit die Nymphe desto bequemer hier in den Wald spatzieren könne. Diese fliegende Falten formiren eine annehmlichere Art von Gewand, als enge und ausgeschnittene Kleider: Die Hand des Künstlers scheinet hier den Marmor recht erweicht zu haben, um darinn so zarte Falten zu machen. Ihr sehet so gar die Blösse unter diesem Gewand; also sehet ihr hier zusammen die Zärtlichkeit des Fleisches mit der Veränderung der Falten im Gewand.

Chrom. Ho, ho! sehet da, du bist recht gelehrt; allein, weil du doch alles weißt, so sage mir auch: Ist dieses Horn des Uberflusses dasjenige des Achelous, das dem Hercules ist geraubet worden, oder dasjenige von der Hindin Amalthea, die Säugamme des Jupiters auf dem Berg Ida?

Mnasyle. Diese Frage ist noch zu erörtern: Ich lauffe unterdessen wieder zu meiner Heerde. Guten Tag.

Weil folgendes Gespräch von der Mahlerey mit der vorigen Materie eine Gleichheit hat, und ebenfalls von dem Herrn von Fenelon ist verfertiget worden, so haben wir solche diesen Fabeln mit beyfügen wollen. * Der Verfasser bezeiget darinn die Fähigkeit eines allgemeinen Geistes, der das Schöne und das Gute in allen Künsten nach seinem überaus feinen Geschmack hat zu finden und zu beurtheilen gewußt. Wie man davon noch eine nähere Probe in seinen Gesprächen von der Beredtsamkeit findet, die bereits im Jahr zu 1723. in Teutscher Sprach sind herausgekommen.

Gespräche von der Mahlerey.

Parrhasius und Poußin.

Parrhasius.

Es ist schon eine geraume Zeit, daß man uns auf eure Ankunft hat Hofnung gemacht. Ihr müsset sehr alt gestorben seyn.

Poußin. Ja; und ich habe noch bis in mein hohes Alter gearbeitet.

* Dieses Gespräch findet sich hinten an dem Leben des berühmten Französischen Mahlers, Mignard, welches im Jahr 1731. zu Amsterdam in Französischer Sprache ist heraus gekommen.

Parrhasius. Man hat euch hier eine ziemlich vornehme Stelle an dem Haupt der Französischen Mahlern aufbehalten: wenn ihr wäret unter die Italiäner gekommen, so würdet ihr euch noch in besserer Gesellschaft sehen. Allein, diejenige Mahler, die Vazari uns täglich rühmet, würden euch viel Streit verursacht haben. Es sind hier diese beyde Schulen, nemlich die Lombardische und die Florentinische, ohne von derjenigen zu sprechen, welche hernach zu Rom aufgerichtet wurde. Alle diese Leute machen uns ohne Aufhören mit ihrer Eifersucht viel zu schaffen. Sie hatten zu Schieds-Richtern ihrer Streitigkeiten den Apelles, Xeuxes, und mich erwählet. Aber wir würden mehr als Minos, Eacus und Radamant, zu thun haben, wenn wir sie zusammen vereinigen wolten. Ihre Eifersucht erstrecket sich sogar auch bis auf die Alten; denn sie unterstehen sich, mit uns sich zu vergleichen. Ihr Hochmuth ist unerträglich.

Poußin. Man muß keine solche Vergleichung anstellen; denn es ist von eurer Arbeit nichts mehr übrig, um davon urtheilen zu können; und ich halte dafür, daß ihr auf denen Ufern des Styx keine Mahlereyen mehr verfertiget. Es ist hier ein wenig zu dunckel, um die Farben in ihr rechtes Licht, nach der Perspective und nach der nöthigen Haltung eines vollkommenen Gemähldes aufzutragen. Eine Schilderey hierunten würde nichts als ein gutes Nacht-Stück abgeben: alles würde darinn voller Schatten seyn. Um wieder auf euch Alten zu kommen, so geb ich zu, daß das allgemeine Vorurtheil euch zu statten komt. Man

hat Ursach zu glauben, daß ihr eure Kunst, die mit der Bildhauerey eine Gemeinschaft hat, zu gleicher Vollkommenheit werdet gebracht haben; und daß eure Mahlereyen denen Statuen des Praxiteles, des Scopas und des Phidias werden ähnlich gewesen seyn; Allein, wir haben nun nichts mehr von euch übrig: folglich ist die Vergleichung nicht möglich. Hierdurch seyd ihr ausser aller Anfechtung; und ihr haltet uns in Ehrfurcht. So viel ist wahr, daß wir andre Mahler von der neuern Zeit, unsere beste Wercke nach alten Mustern, die wir in denen ausgeschnitzten Bildwercken * fanden, haben zeichnen lernen. Diese ausgeschnitzte Bildwercke, ob sie gleich zu der Bildhauerey gehören, geben uns doch genug zu erkennen, mit welcher Feinigkeit man vor Alters zu mahlen pflegte; dann sie sind halbe Schildereyen.

Parrhasius. Ich bin erfreut, an euch einen so unpartheylichen und bescheidenen Mahler zu finden. Ihr könnet leicht begreiffen, wann Zeuxis solche Trauben mahlte, welche die kleine Vögel betrogen, daß die Natur mußte sehr eigentlich darinnen vorgestellet gewesen seyn, um die Natur daselbst zu betrügen. Da ich hernach einen solchen Vorhang mahlte, daß die scharfe Augen des Zeuxis dadurch verführet wurden, so bekant er sich überwunden. Sehet, wie weit wir diesen schönen Irrthum gebracht haben. Nein, nein, es ist fürwahr nicht ohne Ursach, daß die

* Nous devons nos meilleurs ouvrages aux modeles antiques, que nous avons étudié dans les bas-reliefs.

vergangene Zeiten uns gerühmt haben. Allein, sagt mir auch etwas von eurer Arbeit. Man hat hier dem Phocion hinterbracht, daß ihr hättet ein schönes Gemählde gemacht, auf welchen er vorgestellet worden ist. Diese Nachricht hat ihn erfreut. Ist solche der Wahrheit gemäß?

Poußin. Allerdings; Ich habe seinen Cörper vorgestellet, wie zwey Sclaven ihn aus der Stadt Athen tragen. Sie schienen beyde sehr betrübt, doch waren dieser beyden ihre Schmerzen einander nicht gleich. Der eine von diesen Sclaven ist alt. Er ist in ein schlechtes Gewand eingewickelt: die Blöse der Arme und der Beine zeigen einen starcken Menschen, mit Nerven und Senn-Adern wohl bewachsen; Es ist dieses ein Fleisch, das einen durch Arbeit ausgehärteten Cörper anzeigt. Der andre ist jung, und ist mit einem Rock bedecket, der sehr künstliche Falten wirft; beyde Stellungen sind verschieden bey dieser gleichförmigen Handlung, und beyde Gesichter haben ein verschiedenes Ansehen, ob sie gleich beyde knechtisch sind.

Parrhasius. Wohl; die Kunst ahmet nie der Natur recht nach, wo sie nicht auch diesen unendlichen Unterscheid in allem, was sie hervorbringt, genau beobachtet. Allein, der Tod . . . . . .

Poußin. Der Todte ist mit einem verworrenen Gewand bedeckt, worinn er eingewickelt ist; Dieses Gewand scheint ganz nachläßig und schlecht. Alles ist in diesem Gefolg so ausgedrückt, daß solches Mitleiden und Betrübniß erwecken kan.

Parrhasius. Siehet man dann nichts vom Todten selbst?

Poußin. Man beobachtet allerdings unter diesem unordentlich verwickelten Gewand die Gestalt des Hauptes und des ganzen Cörpers. Die Beine aber sind entblöset. Man bemercket auf denselben nicht nur die blasse Farbe eines todten Fleisches, sondern auch die Steiffigkeit und die Schwere der sich senckenden Glieder. Diese beyde Sclaven, welche den Leib auf dem Weg fortschleppen, finden sich längst dem Weg grose viereckigt gehauene Steine, deren einige noch auf denen anderen stehen, dergestalt, daß man den Umsturz von einigen sehr prächtigen Gebäuden daselbst zu sehen vermeynet. Der Weg selbst ist sandigt und betretten.

Parrhasius. Was habt ihr auf beyden Seiten gemahlt, um die Haupt-Personen zu begleiten.

Poußin. Auf der Rechten sind zwey bis drey starcke Bäume, deren Stämme rauh und knotigt sind. Sie haben wenig Aeste, das Grün ist etwas fahl, und verlieret sich in einer denckel-blauen Luft. Hinter diesen langen Aesten siehet man die Stadt Athen.

Parrhasius. Auf der ander Seiten muß ein wohl ausgedruckter Gegenstand seyn.

Poußin. Sehet ihn hier. Es ist ein rauher holperichter Grund. Man bemercket daselbst Vertiefungen, welche in einem sehr starcken Schatten sind, und ein felsigtes Gebürge in vollem Licht vorgestellet. Es zeiget sich auch allhier ein Gebüsche, welches zimlich wild aussiehet. Oben her ist ein Weg, der in einen dicken und dunckeln Wald führet. Ein überaus klarer Him-

mel giebt diesem dunckeln Grün noch eine neue Stärcke.

Parrhasius. Wohl; sehet, das ist gut. Ich sehe, daß ihr die grose Kunst der Farben innen habt, welche darinn bestehet, Schatten und Licht wohl mit einander zu vermengen. *

Poußin. Oben über diesem rauhen Grund ist ein frischer und zarter Wasen. Man siehet darauf einen Schäfer, der sich auf seinen Schäfer-Stab stützet, und seine Augen auf seine Schafe, die so weiß sind, als der Schnee, richtet; Man siehet solche hin und wieder irren, und im Grase weyden. Hinter ihm liegt der Schäfer-Hund, und schläft. In dieser Landschaft bemercket man noch einen andern Weg, worauf ein Wagen, mit Ochsen bespannet, fähret. Man bemercket eigentlich die Stärcke und die Last dieser Thiere, die ihren Hals zur Erden sincken lassen, und ihr Fuhrwerck langsam fortziehen. Ein Mann, eines bäuerischen Ansehens, geht vor dem Wagen her, und eine Frau gehet hinten drein, als eine treue Gefehrtin dieses schlechten Bauers. Zwey mit Tüchern verhüllte Weibsbilder sitzen auf dem Wagen.

Parrhasius. Nichts giebt dem Auge ein süseres Ergötzen, als diese Landschafts-Mahlereyen. Wir haben diesen Geschmack noch von denen Poeten. Sie haben angefangen, in ihren Gedichten die ungekünstelte Annehmlichkeiten der einfältigen Natur zu besingen. Wir haben ihnen solches nachgethan.

* Le grand art des couleurs, qui est de fortifier l'une par son opposition à l'autre.

gethan. Die Zierrathen einer Landschaft, wo die Natur ihre Schönheiten entdecket, machen eine weit lieblichere Schilderey, als aller herrliche Pracht, welchen die Kunst anzugeben weiß.

Poußin. Man siehet ferner zur rechten Hand dieses Wegs einen Reuter auf einem Jsabel-färbigten Pferd, in einem rothen Mantel verhüllet. Sowohl der Reuter, als das Pferd, hängen vor sich über. Sie scheinen sich voraus zu strecken, um desto schneller vom Weg zu rennen. Die Mähnen des Pferds, die Haare des Menschen, sein Mantel, alles ist schwebend, und wird von dem Wind zurück gestreifet.

Parrhasius. Diejenige, die nichts als schöne Figuren machen können, sind in der Kunst nicht weiter, als bis auf das mittelmäßige gekommen. Man muß die bewegende Handlungen vorstellen, die Bilder beseelen, und die Leidenschaften des Gemüths ausdrücken können. Ich sehe, daß ihr in dem Geschmack der Alten weit gekommen seyd.

Poußin. Mehr vorwärts siehet man einen grünen Wasen, an welchem ein sandigter Grund stößet. Drey menschliche Figuren zeigen sich hier auf dem Grase: die eine ist aufrecht, in ein weisses Kleide verhüllet, davon die grose Falten vom Wind beweget werden. Die andre beyden sitzen bey ihr an einem Wasser, und eine davon spielet auf der Leyer. Oben auf diesem Erd-Strich, der mit Gras bedecket ist, zeiget sich ein viereckigtes Gebäude, von einer glatten und edlen Bau-Art, mit Bild- und Blumen-Wercken ausgezieret. Dieses war sonder Zweifel das Grabmahl eines vornehmen Burgers, der vielleicht mit weniger

Tugend, obgleich in einem bessern Glück, als Phocion, gestorben war.

Parrhasius. Ich vergesse nicht, daß ihr mir von einem Wasser gesprochen habt. Ist solches der Fluß bey Athen, Namens Ilissus.

Poußin. Ja, er zeiget sich zweymal auf beyden Seiten dieses Grabmahls; Dieses Wasser ist klar und rein. Der heitere Himmel, der in diesem Wasser sich abdrucket, macht solches noch schöner. Solches ist mit wachsenden Weyden-Bäumen, und andern kleinen Gebüschen, umgeben, dessen frische Farben das Auge ergötzen.

Parrhasius. Bishieher ist alles nach Wunsch gerathen. Aber ihr habt noch etwas groses und schweres vorzustellen. Hier erwarte ich euch.

Poußin. Und was?

Parrhasius. Es ist die Stadt. Hier müsset ihr zeigen, ob ihr auch in denen Geschichten erfahren seyd; Hier gilt es um die Lands-Art, um die Bau-Kunst.

Poußin. Ich habe diese Stadt entworfen an einer abhängenden Höhe, um solche desto füglicher ins Auge zu stellen. Die Gebäude sind Berg-an hinter einander erhöhet, wie auf einer Schau-Bühne. Diese Stadt scheinet im ersten Anblick nicht gros: man siehet in der Nähe nur einen kleinen Theil davon; Allein, indem sie sich weit hinten aus ziehet, entdecket sich ein weiter Umfang von Gebäuden.

Parrhasius. Habt ihr dabey die Unordnung vermieden?

Poußin. Ich habe sowohl die Verwirrung, als die Unordnung vermieden. Ich habe verschie-

dene ordentliche Gebäude angezeiget; allein sie machen deswegen doch zusammen eine angenehme Vermischung, wo alles an seiner natürlichen Stelle ist. Alles entscheidet sich ohne Mühe. Alles vereiniget sich, und macht zusammen einen Cörper. Also ist zwar, dem Schein nach, alles untereinander, in der That aber, wenn man es genauer untersucht, ist jedes in seiner Ordnung.

Parrhasius. Habt ihr nicht vornenher etwas von einem Haupt-Gebäude gemacht?

Poußin. Ich habe zwey Tempel vorgestellet. Ein jeder hat einen so grosen Umfang, wie er haben soll, um den Bau des Tempels von andern Gebäuden, die um ihn herum stehen, deutlich zu unterscheiden. Der Tempel zur rechten Hand hat ein Portal, welches auf vier grosen Corinthischen Säulen ruhet, mit einer Spitze und Bild-Säulen. Rings um diesen Tempel hängen Festonen: ich habe damit ein Fest, nach Anweisung der Geschichte, andeuten wollen. Mittlerweile daß man den Phocion aus der Stadt nach dem Holz-Stos bringet, siehet man das ganze Volck in Herrlichkeit und in Freuden um den Tempel herum, dasjenige grose Fest feyren, davon ich Meldung gethan. Obgleich dieses Volck zimlich entfernet ist, so bemercket man doch eigentlich ihre Freudens-Bezeigungen, die Götter zu verehren. Hinter diesem Tempel siehet man einen grosen hohen Thurn, auf dessen Spitze sich das Bild einer Gottheit zeiget. Dieser Thurn gleichet sich einer dicken runden Säule.

Parrhasius. Woher habt ihr diese Ideen genommen.

Poußin

Poußin. Ich erinnere mich dessen nicht eigentlich; Aber gewiß komt solche aus dem Alterthum. Dann ich habe niemals nichts dem Alterthum gegeben, das nicht von seinen Denckmahlen herrühret. Man siehet auch, nebst diesen Thurn einen Obeliscus.

Parrhasius. Und der andere Tempel, werdet ihr davon nichts sagen?

Poußin. Dieser andere Tempel ist ein rundes Gebäude auf Säulen. Die Bau-Art scheinet über die massen prächtig. In dem Umfang bemercket man verschiedene grose Gebäude mit spitzigen Gipfeln. Einige Bäume benehmen davon einen Theil des Gesichts. Ich habe dadurch einen denen Göttern geweyheten Hayn andeuten wollen.

Parrhasius. Wie siehet es dann in der Stadt selber aus?

Poußin. Ich habe wollen darinn die verschiedene Zeiten der Atheniensischen Republick andeuten, nemlich dessen einfältigen Anfang zu rechnen, bis auf die Zeiten ihrer Helden, und derselben Pracht in denen darauf gefolgten Jahrhunderten, wo die Künste geblühet haben. Ich habe demnach viele Gebäude, rund und viereckigt, mit einer regelmässigen Bau-Art; und viele andere, welche noch etwas bäurisches und kriegerisches zeigen, vorgestellet. Alles ist hier seltsam. Man siehet nichts, als Thurn-Spitzen, hohe Mauren, kleine Gebäude, die schlecht und ungleich aufgeführet sind. Was diese Stadt sehr angenehm macht, ist, daß alles darinn mit grosen Pallästen und mit Grünigkeiten untermenget ist. Ich habe diese Grünigkeiten mit Fleiß mit untermengen wollen, um die geheiligte

Hayn

Hayne der Tempel, und diejenige Bäume, welche in denen Schulen und zwischen andern öffentlichen Gebäuden stunden, vorzustellen. Durchgehends hab ich mich in Acht genommen, keine Gebäude mit einzumengen, die einige Gleichheit mit denenjenigen von unsrer Zeit und von unsern Ländern hätten, um dadurch das Alterthum desto leichter erkennen zu machen.

Parrhasius. Dieses alles ist sehr weislich beobachtet. Ich sehe aber nicht den Acropolis; Habt ihr ihn vergessen? das wäre Schade?

Poußin. Mit nichten. Er ist hinter der ganzen Stadt auf der Spitze des abhangenden Bergs. Man siehet unten zu dessen Füsen sehr grose Gebäude, die mit Thürnen befestiget sind. Der Berg ist mit einem angenehmen Grün bedeckt. Die Vestung hat einen grosen Umfang mit einem weiten Thurn, der bis in die Wolcken reichet. Ihr bemercket, daß die Stadt, die nach der lincken Seiten zu ihren Abhang hat, sich unmercklich entfernet, und endlich zwischen einem sehr danckeln Gehölze, wovon ich schon Erwehnung gethan habe, und zwischen einem kleinen Gebüsche sich verliehret. Dieses Buschwerck stehet längst dem Wasser, und ist bräunlich und danckel grün.

Parrhasius. Ich habe noch nicht genug. Was habt ihr dann hinter diese Stadt gemacht?

Pouß. Eine tiefe Entfernung, wo man ein steiles und zimlich wildes Gebürge erblicket. Unter andern entdecket man hinter einem von diesen schönen Tempeln und der da herum sich befindenden Menge Volcks, davon ich gesprochen habe, einen ganz blosen und abscheulichen Felsen. Ich habe geglaubt,

ich müßte dieser Stadt ein solches Ansehen geben, wie grose und wohlgebaute Städte zu haben pflegen. In der Entfetnung aber hab ich eine gewisse wilde Schönheit spielen lassen, um auch darinn der Geschichte zu folgen, welche uns das Land um Athen herum, als eine rauhe und unfruchtbare Gegend beschreibet.

Parrhasius. Ich bekenne, daß meine Neugierigkeit sehr vergnüget ist, und ich würde für den Ruhm der alten Zeiten eifersüchtig seyn, wenn man es über einen Künstler seyn könte, der mit solcher Bescheidenheit derselben nachgefolget ist.

Poußin. Erinnert euch wenigstens, daß ich euch lang genug von meiner Arbeit gesprochen habe. Ich hab es gethan, um euch nichts abzuschlagen, und um mich eurem Urtheil zu unterwerfen.

Parrhasius. Nach so vielen Jahrhunderten habt ihr den Phocion mehr Ehre erwiesen, als sein eigen Vaterland ihm zu der Zeit, da er gestorben war, durch eine prächtige Leich-Begängniß, nicht hätte erweisen können. Allein, laßt uns hier in diesen Wald gehen, wo er sich mit dem Timoleon und Aristides befindet, um demselben so angenehme Nachrichten zu hinterbringen.

Leonard de Vinci und Poußin.

Leonard.

Eure Unterredung mit dem Parrhasius macht hier in dieser Unter-Welt eine grose Bewegung; man sagt für gewiß, daß er sehr für euch eingenommen sey, und daß er euch über alle Italiänisch

liänische Meister voraussetzet. Allein, wir werden solches nimmermehr zugeben ....

Poußin. Glaubt ihr dann, daß er so leicht einzunehmen sey? Ihr thut ihm Unrecht: ihr thut euch selbst Unrecht; mir aber erweiset ihr allzu viel Ehre.

Leonard. Allein, er hat mir gesagt, er wüßte nichts so schönes, als die Schilderey, davon ihr ihm eine Beschreibung gemacht habt. Zu was Ende so vielen grosen Leuten wider den Kopf stossen, um dadurch einen einzigen zu erheben, der ....

Poußin. Allein, warum glaubet ihr doch, daß man euch beleidiget, indem man andre lobet? Parrhasius hat keine Vergleichung gemacht. Worum erzörnet ihr euch?

Leonard. Ja, wahrhaftig, ein kleiner französischer Mahler, der sich genöthiget sahe, sein Vaterland zu verlassen, und nach Rom sich zu begeben, um allda sein Brod zu verdienen, der soll ....

Poußin. Ho! wann ihr aus diesem Thon reden wollet, so werdet ihr nicht das lezte Wort haben. Wohl, es ist wahr, ich habe Franckreich verlassen, und meinen Aufenthalt in Rom aufgeschlagen, wo ich die alte Muster studiret hatte, und wo die Mahlerey höher gehalten wurde, als in meinem Vaterland. Allein, was thut solches zu meiner Verkleinerung? Ich wurde als ein Fremdling zu Rom bewundert. Und ihr, der ihr ein Italiäner waret, sahet ihr euch nicht verbunden, euer Vaterland zu verlassen, obgleich darinn die Mahlerey am meisten geehret wurde, um an dem Hof Franciscus des Ersten zu sterben.

Leonard. Ich mögte wohl eines von euren

Mahlereyen, nach denen Regeln, die ich in meinen Büchern erläutert habe, untersuchen. Man würde gewiß so viele Fehler, als Pinsel-Striche darinn bemercken.

Poußin. Ich bins zufrieden. Ich will glauben, daß ich kein so groser Mahler bin, wie ihr; aber ich bin mit meiner Arbeit auch weniger eifersüchtig. Ich will euch von einem von meinen Gemählden die ganze Haltung vor Augen stellen; wenn ihr darinnen Fehler bemercket, so will ich sie offenherzig bekennen; wenn ihr das gut heisset, was ich gemacht habe, so will ich euch dadurch nöthigen, mich ein wenig höher zu achten, als ihr thut.

Leonard. Wohlan, laßt uns sehen. Aber ich bin ein scharfer Criticus, erinnert euch dessen.

Poußin. Desto besser. Stellet euch einen Felsen vor, der sich auf der lincken Seiten einer Schilderey zeiget. Von diesem Felsen siehet man eine reine klare Quelle fliessen, welche, nachdem sie durch ihren Absturz einige kleine Wellen schlägt, sich mitten durch eine Landschaft ziehet. Ein Mensch, der daraus Wasser schöpfen will, wird durch eine ungeheure Schlange geschreckt. Die Schlange windet sich um seinen Leib, und schlinget sich durch verschiedene Krümmungen um seine Arme und Füse, drückt, vergift, und ersticket ihn. Dieser Mensch ist bereits todt. Er ist ausgestreckt. Man siehet die Steifigkeit von allen seinen Gliedern. Sein Fleisch überziehet eine schwarz-gelbe Todten-Farb. Sein abscheuliches Angesicht zeigt einen grausamen Tod.

Leon. Wann ihr uns keinen andern Gegenstand vor die Augen mahlet, so ist dieses eine sehr traurige Schilderey.

Poußin.

Poußin. Ihr werdet etwas sehen, welches diese Traurigkeit noch vermehret. Dieses ist ein andrer Mensch, der sich zu der Quelle nahet: er sieht die Schlange, wie sie den todten Menschen umschlungen hält. Er steht auf einmal still. Der Fuß bleibt aufgehoben, der eine Arm reicht in die Höhe, der andre senckt sich nieder; beyde Hände aber öfnen sich, und zeigen seinen Schrecken und sein Entsetzen.

Leonard. Dieser andre Gegenstand, so traurig er auch ist, belebet gleichwohl die Schilderey, und macht, daß man ein gewisses Vergnügen empfindet, welches demjenigen nicht ungleich ist, so bey denen Zuschauern der alten Trauer-Spielen erwecket wurde, worinnen alles Schrecken und Mitleiden einflößet; allein, wir werden bald sehen, ob ihr habt . . !.

Poußin. Gut! gut! ihr beginnet ein wenig leutseliger zu werden; darum höret, was folgt, wann es euch beliebt; Ihr mögt nach euren Grund-Regeln urtheilen, wann ich werde alles gesagt haben. Gleich dabey ist ein groser Weg, da erscheinet eine Frau, die den erschrockenen Menschen siehet, ohne dabey den todten Menschen zu beobachten, weil derselbe in einer Vertiefung liegt, dergestalt, daß das Erdreich zwischen ihr und der Quelle gleichsam einen Vorhang abgiebet. Der Anblick dieses erschrockenen Menschen verursacht bey ihr einen Gegen-Schrecken. Diese beyderley Schrecken sind, wie man sagt, so vorgestellet, wie die Leidenschaften wircklich sind. Die heftigen machen sprachlos; die andern brechen in Klagen aus. Das Entsetzen dieses Mannes macht ihn unbeweglich: dasjenige der Frauen ist nicht so gros, und wird durch eine Verziehung ihres Gesichts abgezeichnet. Man beobach-

tet an ihr die Furcht einer Frauen, die nichts kan zurück halten, die ihren ganzen Schrecken ausdrückt, die sich von demienigen, was sie fühlet, ganz hinreissen läßt; Sie sinckt zur Erden, sie läßt fallen, und vergißt, was sie trägt; Sie streckt die Arme von sich, und scheinet zu schreyen. Ist es nicht wahr, daß diese verschiedene Staffeln der Furcht und des Schreckens ein gewisses Spiel machen, welches rühret und gefällt?

Leonard. Ich geb es zu. Was soll aber diese Abbildung vorstellen? Soll es eine Geschichte seyn? Mir ist sie nicht bekannt. Es ist vielmehr eine Fantasie.

Poußin. Es ist eine Fantasie. Dergleichen Arbeiten schicken sich sehr wohl für uns, wo anders die Erfindung ordentlich ist, und von der wahren Natur in nichts abgehet. Man siehet auf der lincken Seiten einige grose Bäume, die sehr alt scheinen, und so wie die alten Eichen, die vor diesem sind für die Gottheiten des Lands gehalten worden. Ihre ehrwürdige Stämme bekleidet eine rauhe und herbe Rinde; hinten zeiget sich in einer Entfernung ein liebliches junges Gehölze: dieses Gehölze hat ein überaus frisches und angenehmes Grün. Man wünschet darinnen zu seyn. Man bildet sich ein, es wär ein hitziger Sommer, welcher vor diesem geheiligten Wald eine Ehrfurcht bezeiget. Dieser stehet längst einem klaren Wasser, und scheinet sich darin zu bewundern. Man siehet auf einer Seiten ein finstres Grün, und von der andern ein hell- schimmerndes Gewässer, worin das lichte Blau eines heitern Himmels sich abwirft. In diesem Wasser zeigen sich verschiedene Sachen, welche das Aug ergötzen, um solches

von demjenigen abzuziehen, was hier erschreckliches abgebildet ist. Vornen auf der Schilderey ist alles traurig; allein im Grund ist alles ruhig, süß und angenehm. Hier siehet man junge Leute, die sich baden, und schwimmend mit einander scherzen; dort sind Fischer in einem Kahn, der eine hängt sich vorwärts, und scheinet, als ob er fallen wolte, indem er das Netz herbey ziehet; Zwey andere hängen hinterwärts, und rudern mit Macht. Andere stehen am Ufer des Wassers, und spielen. Andere spatzieren auf einem frischen Wasen auf und nieder. Man beneidet schier ihre Glückseligkeit, wenn man sie in einer so lustreichen und schönen Gegend siehet. Von weitem beobachtet man eine Frau, die auf einem Esel nach der benachbarten Stadt reitet: zwey Männer folgen ihr hinten nach. Man meynet, diese gute Leute trügen, in einer bäuerischen Einfalt, den Uberfluß der Felder, die sie gebauet haben, in die Städte. In eben demselben Winckel, zur lincken Hand, erscheinet ober dem Gehölz ein zimlich felsigtes Gebürge mit einem Schloß.

Leonard. Die lincke Seite von eurer Schilderey macht mich neugierig, die rechte Seite davon zu sehen.

Poußin. Es ist ein kleiner Hügel, der sich unmercklich bis nach dem Ufer des Flußes herunter lässet. Auf diesem Abhang siehet man allerhand Bäume und Buschwerck auf einem ungebauten Erdreich, untereinander stehen. Vor diesem Hügel sind grose Bäume gepflantzet, zwischen durch siehet man die Landschaft, das Wasser und den Himmel.

Leonard. Wie habt ihr dann den Himmel gemahlt?

Poußin. Er ist von einem schönen Blau, mit hellen Wolcken vermischt, worauf das Licht wie Gold und Silber schimmert.

Leonard. Ihr habt ihn also ohne Zweifel gemacht, um die Freyheit zu haben, mit dem Licht nach euren Einfällen zu handthieren, und, um solches, über eine jede Sache, nach eurem Gutdüncken auszustreuen?

Poußin. Ich bekenne solches. Aber ihr müsset gleichfalls gestehen, daß man daraus abnehmen kan, wie mir eure Regeln, die ihr so hoch rühmet, nicht so gar unbekant müssen gewesen seyn.

Leonard. Was ist in der Mitte der Schilderey über diesem Fluß?

Poußin. Eine Stadt, davon ich bereits Erwehnung gethan habe. Sie ist in einer Vertiefung, in welcher sie sich verlieret. Eine Anhöhe, die mit verschiedenen Grünigkeiten bedecket ist, verbirgt davon einen Theil. Man siehet allhier Thürne und Mauren mit grosen Gebäuden, wo die Häuser in einem starcken Schatten untereinander stehen: dieses erhebt einige aufgeklärte Stellen, durch ein gewisses Licht, welches von oben komt, und welches sehr lebhaft und angenehm ist. Uber dieser Stadt zeiget sich, was man allezeit bey schönem Wetter über denen Städten siehet, nemlich ein Rauch, der sich darüber erhebet, und der die Gebürge in der Vertiefung lässet. Diese Gebürge haben ein seltsames

Ansehen

Ansehen, verändern den Horizont, und vergnügen die Augen.

Leonard. Diese Schilderey, wie ihr mir solche beschreibet, scheinet nicht so gelehrt zu seyn, wie diejenige von Phocion.

Poußin. Es ist darinn weniger Wissenschaft, in Ansehung der Bau-Kunst; Dieses ist wahr. Man findet auch sonst darinn keine Käntniß in denen Alterthůmern; Allein, im Gegentheil ist darinn die Wissenschaft, die Affecten auszudrůcken, nicht gering zu schätzen. Zudem, so hat diese Landschaft gewisse Annehmlichkeiten und etwas so růhrendes, daß ihr die andere nicht beykomt.

Leonard. Ihr erkläret euch also, wenn es darauf ankäme, für dieses Stück?

Poußin. Ich gebe demselben ohne Anstand den Vorzug. Allein, was ist davon eure Meynung?

Leonard. Ich kenne nicht genug das Gemählde von Phocion, um eine Vergleichung damit anzustellen. Ich sehe wohl, daß ihr fleißig genug, sowohl die gute Muster von dem vergangenen Jahrhundert, als meine Bücher, eingesehen habt. Allein, ihr rühmet eure Arbeit zu viel.

Poußin. Habt ihr mich dann nicht genöthiget, davon zu sprechen? Wisset aber, daß ich weder in euren Bůchern, noch in denen Gemählden voriger Zeiten, meinen Unterricht gefunden habe; Vielmehr habe ich meine Wissenschaft denen alten Bas reliefs zu dancken, welche euch eben sowohl, wie mich, belehret haben. Wenn

ich dermahleins wieder unter die Lebendigen zurück kommen könte, so wolte ich die Eifersucht wohl abmahlen; dann ihr gebt mir dazu vortrefliche Muster. Ich, für mein Theil, trachte im geringsten nicht, euch weder von eurer Wissenschaft, noch von eurem Ruhm, etwas zu benehmen; allein, ich würde euch mit mehr Vergnügen weichen, wenn ihr nicht allzu sehr auf euren Rang hieltet. Komt, laßt uns zu dem Parrhasius gehen. Ihr möget vor ihm eure Untersuchung anstellen; er soll, wann es euch beliebt, darüber das Urtheil fällen: denn ich weiche euch Herrn nur mit diesem Beding, daß ihr denen Alten den Vorzug lasset. Wann Parrhasius wird den Spruch gethan haben, werde ich mich bereit halten, wieder nach der Welt zurück zu kehren, um meine Schilderey zu verbessern.

Ende des Zweyten Theils.

XX
26.8.83
24.10.83

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fénelon, François de Salignac de La Mothe, 1651-1715

Herrn von Fenelon weiland Erz-Bischofs und Herzogs zu Cambray Gespräche Der Todten Alter und neuer Zeiten mit einigen Fabeln zur Unterweisung eines Prinzen. Aus dem Französischen in das Teutsche übersezt
Bd.: 2.

Franckfurt und Leipzig (1745)

P.o.gall. 816-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11123010-9
VD18 90249089